Aus Stadt und Dorf.

Aus Stadt und Dorf.

Zwei Erzählungen

von

August Becker.

Inhalt:

Todt und lebendig.

Zigeunerstoffele.

Berlin.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Todt und lebendig.

Eine Erzählung aus der Cholerazeit.

Vorrede.

Vorliegende Erzählung aus der Münchener Cholerazeit erschien zuerst anonym im Feuilleton der von mir redigirten Zeitung — vor sechs Jahren. Meinen Lesern war eine Münchener Geschichte versprochen, und ich mußte Wort halten. So ward „Todt und lebendig" die Arbeit meiner Nächte von Neujahr bis Lichtmeß, da Redaction und Administration des politischen Blattes damals meine Tage vollauf in Anspruch nahmen. Jetzt, wo die Erzählung als Buch erscheint, hätte sie vielleicht eine völlige Umarbeitung verdient; so manche Bemerkung über Entstehung und Wesen der Cholera hätte eingestreut werden können, da ich ja eine berühmte Autorität im Fache, den geistreichen Begründer der Grundwassertheorie, Professor Pettenkofer, oft genug im geselligen Kreise darüber reden hörte und mit Vergnügen heute noch jede neue

Bestätigung seiner siegreichen Doctrin lese. Die vorliegende Erzählung hätte durch solche Bemerkungen nun allerdings bedeutend gewinnen müssen, wohl aber an ihrem ursprünglichen Charakter vielleicht eingebüßt. Und doch besteht ihr ganzer Werth, wenn sie überhaupt einen hat, so sehr in dieser Eigenthümlichkeit, daß ich mich zu keiner namhaften Aenderung entschließen konnte, wenn ich auch manches heute anders geschrieben haben würde. Sonst möge sie für sich selber sprechen und auch ihre Seltsamkeit keine weitere Rechtfertigung oder Entschuldigung von mir erfahren.

In der Neujahrsnacht.

Der Verfasser.

Erstes Capitel.

Eine gemischte Caffeehausgesellschaft.

Man muß süddeutsche Caffeehäuser täglich besuchen, wenn es Einem dort behagen soll. Wer sich einmal dieses Besuchs entwöhnt hat, der kann sich kaum mehr entschließen, ausnahmsweise sich in ein solches zu wagen, — es sei denn, dasselbe biete einen Platz im Freien, wo man in antihämorrhoidarischen Rohrstühlen seinen Mocca schlürfend, die Cigarrenwölkchen zierlich geringelt oder geballt nach dem grünen Laubdach emporwirbeln läßt und volle Muße zu interessanten Beobachtungen hat, indem man die übrigen Gäste oder die Vorübergehenden mustert. Zu dem Wohlbehagen, in welches man sich dabei versenkt, zwitschert der Buchfink oder sein gemeiner Vetter, der Spatz, der sich dreist einen Tisch erobert hat; oder der Spatz lauscht vom Ast der Schatten gewährenden Linde herab der geistreichen Unterhal=

tung, welche an den leichten Caffeetischchen über Pferde und Theater geführt wird und gibt gratis seinen Senf darein — indem eine Portion solchen Natursenfes aus der Baumkrone auf unsere Nase oder in unsere halb ausgeschlürfte Tasse tropft und das dolce far niente mit dieser verständlichen Mahnung an das poetische Dasein der holden gefiederten Sänger würzt.

Solchen Genuß gewähren außer den vielen Vergnügungsorten in der Umgebung auch einige, wenn auch noch viel zu wenige, Café's in der Stadt selbst, — vor Allen das bekannte unter den Arkaden, wo sich die feine Männerwelt allnachmittäglich — uniformirt und nicht uniformirt — zusammenfindet, unterhält oder langweilt. Hier also kann Jeder, der auch nicht Caffeehausmensch ist, in der schönen Jahreszeit ein Stündchen ungenirt verdämmern, des Mocca- und Havannaduftes und dabei dennoch der frischen Luft genießen.

Wie aber, wenn ein solcher Luftbedürftiger wieder einen Winternachmittag im Caffeehause todtschlagen will? Er ist der Caffeehausatmosphäre nicht mehr gewohnt, er hält es in der dicken Stickluft nicht lange aus. Unbegreiflich ist ihm geworden, was ihm früher sehr begreiflich erschienen, daß man in dem

dicken Tabaksqualm sich so vergnügt bewegen könne, wie all' die Tarrock- oder Dominospieler thun, die Nebelgeistern gleich umhersitzen, während wir nach Luft schnappend daran erinnert werden, daß wir nur die Lungen gewöhnlicher Menschen haben. Bekanntlich gibt es ja Individuen, die man das ganze Jahr nur im Caffeehause zu treffen vermag. Von was sie leben, von was sie sich nähren, ist ein Räthsel; aber sie existiren fort und gedeihen in dieser Caffeehausatmosphäre vortrefflich.

Auch unsere Geschichte handelt von einem leidenschaftlichen Caffeehausmenschen, der von sich zu sagen pflegte: „Todt und lebendig lauf' ich in's Caffeehaus. Glaubt sicher, man sieht mich noch darin, wenn ich einmal gestorben bin!" In wie weit er Recht hatte, wird sich im Verlaufe unserer Erzählung ergeben.

Es läßt sich auch nicht läugnen, daß das Caffeehausleben seine eigenen Reize hat und daß man manches opfert, wenn man die qualmenden Räume mit ihrem Spektakel der Dominosteine und der Billardspieler meidet. Treibt Einen nun einmal wieder das Verlangen Freunde und Bekannte zu treffen dahin, so sucht man sie vergeblich, und fände man sie dennoch, so fühlt man sich fremd im Kreise, der seine

bestimmten Caffeehausgewohnheiten angenommen hat. Man fühlt, daß man stört, und bleibt für das Zweitemal gerne weg. Wie anders war das sonst, wo auch wir gewohnt waren, den Nachmittag im Kreise der Genossen am Caffeetische zu verdämmern!

Es war im Jahre 1854, daß der Erzähler mit einigen gleichstrebenden Freunden in einem Caffeehause der inneren Stadt täglich zusammentraf. Das Lokal lag über einer Stiege eines Eckhauses und hatte helle und freundliche Zimmer. Es konnte sich zwar nicht mit den seitdem erstandenen neuen Café's nach Pariser Mustern an Glanz und Geräumigkeit messen, — auch nicht an Frequenz mit den älteren Café's der Stadt, die sich durch die Dunkelheit der Zimmer und ihre Abgelegenheit auszeichnen. Es war im Gegentheile nicht sehr besucht und dem Raume nach ziemlich beschränkt. Aber uns däuchte es der Inbegriff aller Gemüthlichkeit. Denn wir waren die bevorzugten Gäste, und zwar in dem Grade, daß wenn sich Abends die gastlichen Pforten dem gewöhnlichen Besuch geschlossen hatten, unserm Clübbchen sich das Familienstübchen öffnete, wo wir allabendlich in traulichem Zusammenleben unser Bier tranken und je nach Lust und Bedürfniß ein Glas Punsch darauf setzten,

um, nachdem wir uns nach schriftstellender Freunde Art genugsam geneckt und geärgert hatten, gen Mitternacht seelenvergnügt heim zu wandern.

Wir lebten so ganz für uns, wenig bekümmert um die übrigen Gäste, tranken unsern Caffee, rauchten unsere „Regalia,“ oder lagen auch über dem Billard und stopselten auf dem grünen Tuch herum. Abends hockten wir beisammen, uns über poetische Stoffe und über Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit zu unterhalten; indem wir unter letzteren natürlich auch unsere eigenen Erzeugnisse miteinbegriffen wissen wollten. Oder wir verübten Tollheiten und lachten die hellen Thränen. So hatte der kleine Clubb den harmlosesten Charakter. So sehr wir uns gegenseitig anhingen, dachten wir jedoch nicht daran, uns in Zeitschriften und Tageblättern zu großen Männern zu stempeln, wie es nun auch hier zu Lande für literarische Gesellschaften Hauptaufgabe und Zweck geworden ist. Wir hatten keine literarischen Landsknechte unter uns, die diese Aufgabe übernommen hätten, sowie man sie anderwärts an Hans Knopfloch und Genossen hat. Wir überließen es vertrauensvoll dem Verhängniß, uns berühmt zu machen oder unberühmt zu lassen und hegten unterdeß alle

Hoffnung und Freude an der Arbeit selbst. Alle, wie wir da beisammen waren, befanden uns gerade mitten im frischen Zug des poetischen Dranges, Jeder hatte etwas Größeres fertig oder in der Arbeit, von Verschiedenen waren Bücher im Druck. — Ein Mehlthau fiel auf dies frische, keimende Leben. Mit einem Male regte sich die Intrigue, die Interessen theilten sich, unser Clubb ging der Auflösung entgegen: die „neue literarische Aera" hatte begonnen.

Indessen verlebten wir selbiges Jahr noch im besten Frieden und schönsten Hoffen und trafen uns täglich in unserm Caffeehause, dessen Lage an einer der alten, belebten Hauptstraßen der Stadt uns an und für sich schon anzog, wie uns auch sein Name von Anfang an angeheimelt hatte. Das Caffé nannte sich nämlich (als Ausnahme von der Münchener Regel, wo die gewöhnlich sehr nichtssagenden Namen der Pächter den Titel verleihen) nach einem der ältesten Stadtthürme, welcher einst hier den alten Kern der Stadt von den späteren Stadttheilen abschloß und sich als schönes Thor über einer in die äußere Stadt führenden Brücke wölbte, bis er dem Bedürfnisse der neueren Zeit im Anfang des Jahrhunderts zum Opfer fiel. Hier stand der schöne Thurm auf

der Stelle des Eckhauses seit Kaiser Ludwigs Zeiten als ein Stolz der Bürgerschaft, mit seinen Wandbildern (die den Kaiser, von den Kurfürsten umgeben, darstellten), mit seinen kupfergedeckten Spitzthürmchen — bis Alles spurlos dem Geiste der Neuzeit weichen und nur unser Caffeehaus noch den Namen des Thurmes erhalten sollte.

Wie traulich leuchteten aber auch die historischen Zeiten aus der belebten, alten Straße durch die hellen Fenster herein? Und hier vom Eckfenster aus öffnete sich eine von hohen Häusern und alten Kirchenbauten eingerahmte, weite Straße in ihrer ganzen Länge und Breite, bis zu dem alten Thore hin, welches die Stadt gegen die Vorstädte abgrenzt. Die nämlichen Strahlen der sinkenden Sonne, welche die Zinnen jenes Thores in der Ferne umglänzen, fallen durch das Fenster herein und umschleiern das Haupt des greisen Mannes dorten hinter der Zeitung mit einer violetten, aus Sonnengold und Tabacksqualm gewobenen Gloriole.

Wie schon gesagt, kümmerten wir uns wenig um die übrigen Gäste. Mehrere erweckten und verdienten jedoch immerhin Beachtung. Ich erinnere mich ihrer, weil sie in einigem Zusammenhange mit unserer Erzählung stehen.

Eben der kleine, hagere, greise Mann, der mit seiner Pfeife im Munde alltäglich zu derselben frühen Abendstunde auf seinem Platze am Eckfenster saß, imponirte ob der bescheidenen, äußeren Erscheinung, ob der ruhigen, kalten Weise, mit der er seine Zeitung las und sich dabei um nichts Anderes je kümmerte. Vom Herrn des Hauses erfuhr ich, daß es der pensionirte General v. H. war, der, als ein tapferer Krieger bekannt, mit den 30,000 Bayern, von denen es unter den Widderköpfen des Obeliskes heißt, daß auch s i e für das Vaterland starben, in Rußland gewesen. Aus jener Zeit geht von dem General eine derbe, aber charakteristische Anekdote, welche sich auf ein bayerisches Lieblingsgericht bezieht. In der Schlacht nämlich ward neben ihm ein Kanonier so in den Kopf getroffen, daß ihm das ganze Gehirn des Getödteten in's Gesicht spritzte. „Eß ich doch mein' Lebtag keine Hirnbavesen mehr," sagt kaltblütig der General, streicht mit der Hand den Unrath ab und kommandirt weiter.

In der Nähe des Generals saß gewöhnlich ein noch junger Mann, der, seinem Aussehen nach, kaum große Ausbeute für „Hirnbavesen" gewährt hätte. Jedermann mit seiner schnarrenden Stimme an-

plaudernd, Jedermann mit seinem dummen Lachen angrinsend, hatte der zudringliche Schwätzer schon die kühnsten Angriffe auf die Bekanntschaft des Generals gemacht, der ihm jedoch ein völlig nichtbeachtendes Schweigen entgegensetzte. Seines Zeichens war er Handelsagent, oder etwas dergleichen, — ein fahler Blondin mit grasgrünen aufgequollenen Augen, — bei uns nur unter dem Namen der „großen Angstbutte" bekannt. So hatte ihn ein norddeutscher Freund aus unserm Kreise bezeichnet, als er auf ihn und seinem merkwürdigen Hut aufmerksam machte, der uns seitdem viel Heiterkeit gewährte, wenn der fahle Kopf in demselben verschwand.

Ein weiterer Gast war bemerkenswerth wegen seines umfangreichen Bauches und seines dozirenden Vortrags, in welchem er dort an dem Caffeetisch sich als einen unserer größten Historiker kundgab, der leider nur in seinem Leben nicht bekannt geworden und — wie wir gleich hinzufügen — im Gegensatz zu andern großen Männern, auch nach seinem Tode unbekannt geblieben. Er hatte ein Geschichtswerk geschrieben, das sich durch seine selbstgefertigten sinnigen, poetischen Motti auszeichnet. So ziert z. B. das schöne Reimpaar:

„Verwirrt die Menschen, wirr die Zeit,
„Solides Regiment noch weit!“

das Kapitel über bayerische Herzoge des 9. Jahrhunderts. Otto von Nordheim's Thaten werden also eingeleitet:

„Das Schifflein des Staates, es geht;
Das Schifflein des Staates, es steht;
Es wanket bald hin und bald her;
Das Schifflein ist wahrlich nicht schwer.“

Noch geistreicher und zutreffender lautet das Motto zum sogenannten Kartoffelkrieg, jenem unblutigen „Zwetschgenrummel“ von 1778 in Böhmen:

„Man sollte doch an Geister glauben,
Die Menschen ihre Menschheit rauben.
Selbst Tiger würgen sich nicht nieder,
Nur Menschen —“

und so weiter. Mit großer Emphase endigt das Ganze in der Erwartung, daß unser Volk reifen möge an geistiger Hoheit und moralischer Tiefe. „Mit diesem herzlichen Wunsche schließt der Verfasser dies ewige Werk.“

In meiner Bibliothek steht dies ewige Werk und ich halte das Gedächtniß seines großen und corpulenten Verfassers in Ehren. Es war ein wackerer, ein würdiger Mann, — ein Biedermann.

Von allen Gästen unsers Caffehauses stand uns aber keiner so nahe, als der kleine, bleiche, bärtige Mann mit der vorspringenden Nase und dem seltsam durchdringenden, zuweilen aber auch gar unruhigen oder matten Blick, der dort eben zur Thüre hereintritt, den beschneiten Hut und Paletot abschüttelt, die Brille abwischt, dann mit zutraulich freundlichem Grinsen, vorgebeugtem Kopfe, schleichenden Tritts auf uns zuschreitet, um, einem oder dem andern die Hand schüttelnd, uns zuzurufen:

„Grüß Euch Gott! Grüß Dich Gott, Brüderle!"

„Grüß Dich Gott, Doktor!"

„Ah, 's Erdschmiedl kommt!"

„Guten Abend, Bruder Faun!"

Das waren die Willkommsgrüße, die dem seltsamen Mann aus unserm Kreise entgegen tönten. Denn unter allen diesen Namen war er, aus Gründen, die sich im Verlaufe der Erzählung ergeben werden, bei uns bekannt und erkannt. Das geisterhaft Bleiche seines Angesichts gewann dann etwas eigenthümlich Belebtes. Und seine große, gelbe, gebogene Nase zuckte, — sein zahnloser Mund, vom schwarzen, langborstigen Schnurrbart fast verdeckt, lachte, — sein glattes, von einem zerzausten Rund-

bart umfaßtes Kinn wackelte, — ja, sein ganzes todtenbleiches, lauerndes Gesicht, dessen Form und Ausdruck eine seltsame Mischung von mephistophelisch-faunischer und koboldisch-gutmüthiger Art war, glänzte grauenhaft heimlich, wenn er sich die Hände reibend niedersetzte und rief:

„So, da sind wir wieder! Babettl, Caffe! Ganz schwarz! Bin froh, daß ich da bin! 's geht nichts über die Stunde im Caffehause. Ich glaub', ich komm noch her, wenn mich schon der Knochenmann geholt hat. Und das wird bald genug geschehen, glaubt mir's. Na, wie ging's Euch denn, Brüderchen, seit gestern?"

Der kluge Leser wird wohl schon erkannt haben, daß ihm nunmehr auch der Held dieser bescheidenen, aber wahren, wenn auch wunderlichen Erzählung vorgestellt ist; im Folgenden soll er ihn näher kennen lernen. Denn wir wollen unsern Doktor „Erdschmiedl" und „Faun" nicht mehr verlassen bis an sein Hinscheiden und noch darüber hinaus bis an's Ende unserer wahrhaftigen, wenn auch seltsam klingenden Geschichte.

Zweites Capitel.

Wie der Doktor lebte und dachte.

Der Doktor war uns im Caffeehause stets willkommen. Er zählte zu uns, wenn er auch in unserm speziellen Kreise, Abends im Familienstübchen, nur hie und da als Gast erschien. Er war ein anregendes Element, hatte sich so ziemlich in allem Wissen und Können umgethan. Ihm zur Seite stand eine große Lebenserfahrung, die er freilich mehr zu fremdem, als eigenen Nutzen erworben zu haben schien.

Ueber seiner Person ruhte ein gewisses Geheimniß. Von seiner früheren Geschichte weiß ich wenig oder gar nichts zu berichten. Es lag ein heiliges Dunkel über derselben, das aufzudecken wir weder Beruf noch Willen hatten. Eines Tages — es waren nur wenige Jahre her — war er in der Hauptstadt aufgetaucht. Woher er gekommen, was er früher getrieben: wir kümmerten uns nicht darum, glaubten auch kein Recht zu haben, uns darum zu kümmern. Man konnte nur aus seinen Reden herausmerken, daß er aus der Provinz stammte. So weit bei Gebildeten sich noch der Provinzialdialekt erkennen läßt,

verrieth er das bayerisch-oberpfälzische Idiom, oder genauer gesagt, den Dialekt, wie er an der untern Altmühl gesprochen wird und in welchem einige reizende Gedichtchen — Sagen, Märchen und Legenden — von ihm bekannt geworden.

Es war überhaupt eine poetisch angelegte Natur. Aber sein Gedankengang hatte etwas Barockes und sprach sich auch besonders bei hochdeutschen Versen in oft sehr grotesker, dabei harter und spröder Form aus. Sein Sinn war der „Nachtseite der Natur," dem Mystischen, Sagen- und Gespensterhaftem zugewandt. Und selbst wo er munter und schalkhaft ward, spielte gerne der Teufel mit hinein; das Satansschwänzchen, das Bockshorn und der Gaisfuß blickten durch. Und wenn er sich in Idyllen ausließ, so erging er sich nicht schafsmäßig mit den Lämmlein auf den Wiesen, wie sonst die Dichter nach Geßner's Vorgang gethan, sondern verweilte mit der Gais, dem Zicklein und Böcklein zwischen den Felsklippen und besang launig ihr lustiges Treiben im Freien. Diese Vorliebe für das Thier des alten Naturgottes Pan, das sich auch in christlichen Zeiten bekanntlich des besonderen Vorzugs und Umgangs der satanischen Mächte zu erfreuen gehabt und in allen Hexen- und

Teufelsagen seine Rolle spielt, hatte ihm im Zusammenhalt mit seiner persönlichen Erscheinung den Namen „Faun“ eingebracht, mit dem wir ihn scherzweise zuweilen betitelten.

Der Name „Erdschmiedl“ entstammte ebenfalls seiner Vorliebe für die „Nachtseite der Natur.“ Denn bei ihm waren so manche Gebilde des Volksglaubens nicht mehr Gestalten poetischer Fiktion, sondern Erscheinungen wirklicher Existenz. Freilich ließ er sich Ungläubigen gegenüber darüber nicht leicht aus; wo er aber wußte, daß man ihn gerne höre, da rückte er auch gerne hervor und erzählte mit voller Glaubwürdigkeit von dem „Erdschmiedl,“ dem kleinen Erdgeist, der sich oft pochend und hämmernd im Schooße der Erde vernehmen lasse. Von diesem „Erdschmiedl“ hörte ich ihn nun selbst öfters sprechen, weil er mich für keinen Spötter halten durfte. Und überhaupt lebte auch der ganze Volksglaube, wie ihn besonders unsere Oberpfalz in ausgezeichneter Weise hegt und pflegt, in ihm ein poetisches Dasein. Die schatzkundigen „drei Venetianer,“ die „drei Jungfrauen‘, der Volkssage, welche uns Panzer als unsern Gegenden eigenthümliche mythische Gebilde hervorgehoben, die Zwerge und „Schrätzenmännlein“ in den Erd-

höhlen — alles das beschäftigte ihn mehr, als die bloße Freude an der mythischen Volksüberlieferung erklären könnte. Damit hing auch seine Vorliebe für alte, geheimnißvolle Denkmäler, besonders für das Auffinden und Erklären sogenannter Druidenhöhlen zusammen; und in diesem Auffinden hat er selbst, wie er uns an einzelnen Beispielen bewies, wunderbare Heldenthaten verübt.

Seine phantastische Neigung für alles Altüberlieferte, — weniger für das an sich Historische, als für das was aus der Vorzeit in den Wellen der Volksüberlieferung mit in unsere Zeit hereingespült wurde, — trug sich auf moderne mystische Anschauungen über. Als Schüler eines bekannten mystischen Philosophen*) sympathisirte er einigermaßen auch mit dem Weinsberger Geisterseher; Ahnungen, Visionen, Träume galten ihm viel, und — während er doch ein religiöser Skeptiker war, gehörte er zu den gläubigsten Menschen, die mir noch vorgekommen. Aber sein Glauben hatte eine heidnische, eine paganistische Unterlage. Was ihn poetisch anmuthete, das gewann in ihm und vor seinen Augen — nicht blos in dichterischem Sinne — Wirklichkeit.

*) Franz v. Baader.

Freilich wußte er dann wieder zu Zeiten sehr schalkhaft und fein über alle diese Dinge zu scherzen, ohne daß ihm sein eigener Skeptizismus über den Glauben an das Uebernatürliche hinaus half.

So war er anscheinend eine widerspruchsvolle Natur. Er konnte eine Menge Dinge glauben, die andere Menschen nicht glauben; er konnte aber auch zu Zeiten lügen, wie ich noch Niemand lügen hörte. Nur daß er selbst an seine Lügen glaubte, das heißt: seine Fiktionen gewannen in ihm alsbald solche Kraft und solchen Bestand, daß er an deren Wesentlichkeit und Wirklichkeit glauben mußte. Darauf läßt sich wohl alles Wunderglauben und Wundersehen zurückführen. — Absichtlich hat er nie gelogen.

Einmal hatte er mir erzählt, daß er in seinem Zimmer oft die schönsten „Schnadahüpfl'n" laut vor sich hin improvisire. Da kommt ihm eines Tages eine eben erschienene Sammlung solcher „Schnadahüpfln" zu Gesicht, die ihm zur Rezension vom Buchhändler zugesandt wurde.

„Teufel!" denkt unser Doktor, indem er das Buch durchblättert, — „die kennst du ja, sie sind dir alle so bekannt, als ob sie von dir wären."

Er schaut auf den Titel und liest den Namen

des Verfassers; er erinnert sich, — es wird ihm jetzt Alles klar. Es war der Name eines jungen Mannes, der einmal neben ihm gewohnt, offenbar die von unserm Doktor improvisirten Schnadahüpfl'n durch die dünne Wand erlauscht und alsbald niedergeschrieben hatte, um sie unter seinem Namen herauszugeben und sich auf wohlfeile Art einen Dichternamen zu erringen. — Unser Doktor war natürlich empört über ein solches Plagiat und fest entschlossen, den ganzen hinterlistigen Schnadahüpflraub aufzudecken. Jedoch scheint er sich wieder aus Gutmüthigkeit eines Bessern besonnen zu haben. —

Wenige Wochen darnach erzählte mir der Doktor dieselbe Geschichte wieder. Nur fand der Vorgang diesmal nicht in seinem Zimmer statt, sondern im englischen Garten bei einem Spaziergange mit Fremden; auch waren es keine Schnadahüpfln mehr, sondern epigrammatische Dystichen; auch ließ sie der Betreffende nicht drucken, sondern stellte sich, in Brunnthal angekommen, unserm Doktor auch als Dichter vor, indem er ihm die Epigramme von einem Blatte Papier herunterlas. Natürlich war unser Doktor wiederum sehr betroffen und äußerte, wie bekannt und verwandt ihm diese Dystichen däuchten.

„Das glaube ich," erklärte darauf der ehrliche, treffliche Fremde, „denn ich habe heimlich während des Spaziergangs Ihre reizenden Improvisationen niedergeschrieben, da es schade wäre, sie verloren gehen zu lassen. Erlauben Sie, daß ich sie zum Andenken an diesen genußreichen Spaziergang behalten darf." — Das erlaubte unser Doktor gerne.

Einen Monat später berichtete er mir, unter Zeichen großer Erregung, ganz ähnlichen Geistesraub an einer Ballade, die ihm unbewußt entsprudelt und nun als angemaßtes Produkt eines Andern in den „fliegenden Blättern" erschienen war. Er setzte hinzu, man könne nicht vorsichtig genug sein. Nun fühlte ich mich denn doch veranlaßt, ihm auch Vorsicht mit seinen Geschichten solcher poetischen Diebstähle anzurathen, sonst dürfte er sie ebenfalls noch in den „fliegenden Blättern" wiederfinden.

In der letzten Zeit seines Lebens, wo es ihm nicht gut zu gehen schien, erzählte er uns oft, daß eine nordamerikanische Buchhandlung alle seine Werke angekauft habe, um sie gesammelt in Philadelphia erscheinen zu lassen. Er nannte uns genau alle Bedingungen und die Höhe des Honorars.

„Es sind charmante Leute, diese Amerikaner,"

pflegte er hinzuzusetzen, — „nicht wie unsere deutschen Buchhändler, die Blutegel!“

Er glaubte so fest an diese seine Fiktion von der honorigen Buchhandlung in Philadelphia, daß er noch zwei Tage vor seinem Tode mir seine Freude über deren hohes Honorar kundgab, — dessen er damals freilich sehr bedurft hätte. Nur hätte ich es ihm einigemal beinahe verübelt, daß er bei mir Glauben an seine Erzählungen voraussetzte. Jedoch ich besann mich stets eines Bessern. Warum auch ihm die Illusion stören, die ihm die letzte Zeit seines Lebens erheiterte!

So wunderbare Träume, wie sie der Doktor, hat wohl noch kein Mensch gehabt. Ich erinnere mich besonders noch eines, in welchem der Doktor aufwachend sich als unendlich kleinen Zwerg entdeckt, dem das Bett als ein mächtiges Riesengebirg erscheint, welches er nur mit Hülfe der aufeinandergestaffelten Bücher mit Mühe wieder zu erklimmen vermag. Wir wollen uns in die Welt seiner Träume nicht weiter verlieren.

Der Doktor war von Beruf weder Mediziner noch Naturforscher; er that aber doch in diesen Dingen wacker mit, und ich kann mich noch seiner glaub-

würdigen Versicherung erinnern, daß ihm — ich weiß nicht mehr auf welcher Versammlung des Naturforscher- und Mediziner-Vereins — die richtigste und wahrscheinlichste Lösung jenes geheimnißvollen Vorgangs, dem wir unser Werden und Sein verdanken, zugestanden worden.

Nach allen diesem könnte nun Mancher sich von dem Doktor doch ein falsches Bild machen. Man darf aber unserer Versicherung glauben, daß außer jenen Bereichen, in denen nur Gläubige ihm zu folgen vermochten, sein oft bewiesener praktischer Sinn — für Andere, sein lebendiger Verstand, sein Erkenntnißvermögen und Wissen uns Bewunderung abnöthigte und Achtung abzwang. Nothgedrungen, wie es schien, schriftstellerte er damals auf verschiedenen Gebieten der Literatur. Er schrieb Brochüren über Kunstdenkmäler voll genialer Auffassung und überraschenden Gedanken, wenn auch manchmal nicht ganz richtiger kunstgeschichtlicher Anschauung. — Er schrieb für ein Lokalblatt geistvolle Theaterkritiken. Besonders ist mir eine erinnerlich geblieben, in welcher er in scharfer und wirklich genialer Weise das Stück analysirte und die Darstellung in jeder ihrer Rollen verfolgte, um die Fehler und Schwächen unseres

Schauspiels darzulegen. Die Rezension hatte den Fehler, daß sie ein Stück besprach, das gar n gegeben worden war, da es noch Abends abgeänd und durch ein anderes ersetzt werden mußte, währe unser Doktor, in gutem Glauben an die Beständi keit des Repertoirs, in Großhesselohe der freien Lu und des schönen Abends genoß. Es läßt sich denke daß die Schauspieler diese Thatsache, als andern Tag die Besprechung des nichtgegebenen Stücks erschiene gegen den unbequemen und — leichtsinnigen Rezensenten zu benutzen wußten, obgleich kein Wort in dieser Besprechung stand, das, mit Ausnahme des Hauptumstandes, nicht wahr gewesen wäre.

Vielleicht hält mir der Leser entgegen, daß diese Anecdote als ächter „Meidinger" auch anderwärts erzählt wird. Mag sein. Ich kann nur erwidern, daß die Thatsache in aufsehenerregender Weise dem Doktor wirklich begegnet ist, wie sich heute noch mancher Münchener erinnert. —

So war der Doktor. Ich hatte ihn mit allen seinen Schwächen lieb gewonnen, und das nemliche schien bei ihm mir gegenüber der Fall zu sein. Trotz des starken Altersunterschiedes — sein Haar war schon ergraut — wurden wir bald Freunde. Fast

täglich, wenn einige Stunden im Caffehaus verdämmert waren, nahm er mich unter dem Arm und sagte:

„Brüderle komm, wollen wir ein bischen bummeln!"

Und wir bummelten, — nicht etwa wie heut zu Tage durch die Maximiliansstraße hinunter bis zur Isarbrücke und wieder herauf, da diese Allerweltsbummelbahn damals noch nicht eröffnet war, — sondern durch die alten historischen Straßen der Stadt an all den dunkeln Häusern und Erkern vorüber, welche ihm zur Erzählung irgend einer historischen Anecdote Anlaß gaben, — und weiter über die Isarbrücken auf den Gasteig, der damals noch nicht zur herrlichen Anlage umgeschaffen war, sondern in schroffer brüchiger Böschung zur Isar abfiel, daß unten der reißende Fluß an der Basis fraß und würgte, auf der unser Fuß stand.

„Da hat," sagte er dann, „schon Mancher hinuntergeblickt, bedenkend, ob es nicht besser wäre, sich der unten dumpf singenden Nixe der Isar in die Arme zu stürzen, als hier oben den unsichern Pfad zu wandeln."

„Und was hält so Manchen ab," fragte ich ein-

mal, „dem Locken der Woge zu folgen in solchen verzweifelten Augenblicken? Die Hoffnung für diesseits oder die Ungewißheit für jenseits?“

„Die Ungewißheit des Jenseits? Gewiß nicht. Und selbst bestände diese Ungewißheit, wie sie nicht besteht, so müßte ja schon der Drang, sich Gewißheit zu verschaffen, ein Beweggrund mehr sein, sich dem Jenseits anzuvertrauen. Das Geheimniß reizt, — erregt den Wunsch, es zu enthüllen.“

Bei diesen Worten trat der Doktor, der heut ungewöhnlich ernst war, vor bis an den äußersten, überhängenden Rand des Abgrundes und starrte auf einen Augenblick hinunter in den Wirbel des Stromes, der gierig heraufheulte. Ich ergriff den Freund schweigend am Arme, und er wandte sich zurück, um mit mir weiter zu schlendern. Drüben am entgegengesetzten Stromufer lag die vielthürmige Stadt im Sonnenlichte. Der Doktor aber schaute weder hinüber, noch auf die liebliche Umgebung oder nach dem blauweißen Alpenzuge in der Ferne, sondern gerade vor sich hin, vielmehr in sich hinein.

„Die Ungewißheit des Jenseits,“ fuhr er fort, „hält uns sicherlich nicht ab, es gegen das Diesseits einzutauschen. Denn diese Ungewißheit besteht nicht;

sondern wir haben das Leben und müssen es bewahren als ein von Gott anvertrautes Gut und Amt, bis es von uns genommen wird. Aber wir dürfen bis an den äußersten Rand des Jenseits hintreten und einen Blick hineinwerfen. Wäre das nicht, so müßte der Drang, den Schleier zu lüften, uns dahin treiben, die Bande gänzlich zu sprengen, die uns an dieses Leben fesseln."

„Ist aber dieser Drang ein berechtigter?"

„Er ist vorhanden."

„Und Du meinst, seine Existenz beweise seine Berechtigung?"

„Was ist, ist recht, kann ich mit Pope sagen," erwiderte der Doktor ruhig, indem er weiter schritt, während ich äußerte:

„Ich will mich nicht durch Widerspruch gegen diesen Satz vom Thema ablocken lassen."

„Das ist auch nicht meine Absicht. Nur weiter, Bruderherz."

Offenbar war er in der Stimmung und Laune, sich über seine Anschauungen auszusprechen. Ja, es waltete heute noch etwas Besonderes in seinem Wesen, eine gewisse Melancholie, ein elegischer Hauch, wie ich solchen in diesem Grade noch nie über des

Freundes Seele gelagert sah. Ich selbst hatte keinen besondern Anlaß, dem an und für sich bedeutungsvollen Gegenstande unserer Unterhaltung auszuweichen. Und so war ein Gespräch eingeleitet, das mir einen tieferen Blick als sonst in des Freundes Seelenleben öffnete und überraschende Aufschlüsse gewährte. Wie oft bin ich später an diese Unterhaltung durch die Ereignisse erinnert worden, welche von da ab sich seltsam genug gestalteten!

Drittes Capitel.

Was mir der Doktor eröffnete.

Während ich also mit dem Freunde den anmuthigen Spaziergang am hohen Flußufer zurücklegte, vergaß ich bald selbst all' den Reiz der umgebenden Natur über der Wendung, welche unsere Unterhaltung allmälig zu nehmen begann.

„Ich werde Deiner Mahnung folgen," sagte ich. „Aber ich erwarte aufrichtige Antwort auf meine Fragen."

„So frage!"

„Jenen Drang, den Du als berechtigt gelten läßt — empfindest Du ihn etwa zuweilen selbst?"

„Setz' es immerhin voraus."

„Ist es nicht unendliche Weisheit, daß uns das Jenseits mit „sieben Siegeln" verschlossen ist?"

„Die Siegel sind zu lösen!"

„Und wenn, hieße es nicht Vermessenheit, es zu thun oder nur thun zu wollen? Dürfen, können wir an den Rand des Jenseits treten, um einen Blick hinüber zu werfen, wie Du sagst?"

„Und warum nicht?"

Dieses „Und warum nicht" sagte der Doktor mit einem Ausdruck in Ton und Blick, als bemitleide er meine Voreingenommenheit und staune die Befangenheit des Fragers an. Wir schritten dabei von der Höhe des Gasteigs hinunter, auf dem Isardamm in der Pappelallee weiter, welche zur Brücke in den englischen Garten zurückführt. Ich kannte indeß meinen Freund, den Doktor, schwieg und unterdrückte ein Lächeln, das mir auf den Lippen schwebte.

„Und warum nicht?" wiederholte er dann in veränderter Betonung und mit einem Ernst, den ich zu ehren mir Mühe gab. „Wenn die, welche das Jenseits schon bezogen, wieder an die Grenzen unseres Lebens heranzutreten vermögen, um einen Blick hereinzuwerfen und dadurch, daß sie uns erscheinen,

uns an das Jenseits mahnen: warum sollen wir nicht eben so an die Grenze dieses und des anderen geistigen Lebens hinantreten dürfen, um hinüber zu blicken, — warum sollten wir es nicht vermögen?"

„Allerdings, es ist eines so möglich und wahrscheinlich wie das andere," sagte ich, und ihm konnte die Ironie in meinen Worten nicht entgehen.

„Was soll denn dieser Saducäismus in Deinem Munde, mein Bester," wandte er sich fast gereizt zu mir. „Ich dächte, Du wolltest Dich nicht zu den Saducäern rechnen, die nur von Tod und nicht von Auferstehung, nur von Diesseits und nicht von Jenseits, nur von dem erbärmlichen Erdenleben und nichts von dem der Geister wissen und wissen wollen, die nur an Leichen glauben und die Geister läugnen, weil in ihnen selbst sich keine regen. Also damit, daß wir sterben, wäre es auch ganz und gar aus mit uns? Pfui! Das wäre das Leben nicht werth, — nicht werth, es zu beginnen!"

„Halt," rief ich entgegen, — „so weit, Du weißt es, geh' ich noch lange nicht, wenn ich Deinen, wie mir dünkt, vermessenen Anschauungen entgegentrete. Du wirst doch nicht sagen wollen, daß Du für Dich selbst alles Das für möglich hältst, was Du vorhin

behauptet? Ich müßte Dich für einen Schwärmer, Träumer, für einen Cabbalisten oder Nekromanten halten."

Sein Gesicht blieb ernst, als ich ihn darauf ansah. Er antwortete nicht.

„Nun?" fragte ich darauf wieder.

„Die Mittel und Wege sind verschieden, dem Geisterreiche nahe zu treten!" begann er darauf. „Jedoch," fuhr er fort, „laß uns darüber hinweggehen und glaube meiner Versicherung, daß ich nicht ohne einige Erfahrung spreche."

„Ja, Du bist ein unverbesserlicher Geisterseher, ich weiß es," erwiderte ich lächelnd.

Er aber meinte darauf:

„Ich lasse mir den Vorwurf gefallen, ich muß es wohl auch. Ich sage Dir aber, junger Freund, daß vielleicht auch Du Dich noch als Geisterseher dereinst ertappen wirst."

„Nun, das möchte ich sehen."

„Nun ja, wirf es nicht so weit weg," mahnte der Doktor mit ernstem Lächeln und sein Antlitz, in das ich eben einen Blick warf, als wir in einen Laubgang des englischen Gartens einbogen, gewann

jenen grauenvollen Ausdruck, der ihm in solchen Gesprächen eigen werden konnte.

„Wie," fuhr er dann fort, indem er mir einen halb versteckten, forschenden, fast lauernden Blick durch die Brillengläser zuwarf, — „wie, wenn es mir einfiele, durch meine eigene Wiederkunft aus dem Schattenreiche Dich zu überzeugen?"

„Du solltest mir stets willkommen sein, altes Erdschmiedl," lachte ich entgegen, ohne mich indeß eines leichten Schauers erwehren zu können, der mich jedoch nicht sowohl ob der in Aussicht gestellten Erscheinung, als ob der Versunkenheit meines Freundes in seinen Wahnglauben erfaßte. „Hoffentlich," fuhr ich fort, — „hat das aber noch gute Wege. Wir wollen noch recht lange miteinander spazieren gehen, närrisches Zeug reden und — Caffe trinken, nicht wahr, Bruder Faun?"

„Es gefällt Dir, die Sache in's Scherzhafte zu ziehen," erwiderte der Doktor stets ernster werdend, während wir jetzt zu einer der blumigen Auen hinaustraten, welche längs den rauschenden Bächen die freundlichsten Lichtungen in der schattigen Pracht des großen Parks bilden. „Ich kann Dir jedoch nur

versichern, daß bald genug Gelegenheit gegeben sein dürfte, Dich zu überzeugen."

„Ei, sieh' denn doch, jetzt trägst Du Dich gar wieder mit Todesahnungen!" rief ich, ernstlich erzürnt. „Warum führen wir auch solche Gespräche und wofür? — Du aber, Freund, was um alle Welt trieb Dich an, Deine jetzige Wohnung zu beziehen? Ich wundere mich gar nicht, wenn man einmal so unsinnig ist, aus der Stadt hinweg und hinauszuziehen — unmittelbar an die Pforten des Friedhofs, — daß man dann von Todtengrübeleien und Gespensterphantastereien geplagt wird."

Der Doktor wohnte nämlich seit einiger Zeit in unmittelbarster Nähe des Gottesackers und zwar so, daß alle Abgeschiedenen der ganzen Stadt ihren Weg zur Erdenruhe an seinem Fenster vorüber nehmen mußten. Wir, seine Freunde, hatten über den närrischen Einfall des närrischen Mannes gelacht und uns dabei über seine Tollheit geärgert. Mir, der damals gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnte, war die schauerliche Laune des Freundes doppelt unangenehm, weil unser Zusammentreffen seitdem völlig auf das Caffehaus in der Mitte der Stadt beschränkt blieb, während wir früher uns gegen-

seitig oft in unsern Wohnungen aufgesucht hatten. Auf meinen ärgerlichen Ausbruch bei jenem Spaziergang, sagte nun der Doktor, gelassen lächelnd:

„Laß das. Ich wußte, was ich that, als ich dort an den Pforten des Todtenreiches mein Zelt aufgeschlagen. So hab' ich den Weg, den ich bald gehen muß, schnell zurückgelegt, — es sind keine sechszig Schritte."

„Ei, ei!" fing ich jetzt an. „Das ist nicht recht von Dir, Doktor, mit solchen Dingen zu scherzen. Wir werden noch manchen Sommer mit einander durch diese Pracht der Erde — sieh doch um Dich — wandern."

Er schüttelte den Kopf und murmelte etwas vor sich hin. — Ich sah ihn verwundert an und lauschte. Es kam leise über seine Lippen, die sich wie im Traume bewegten. Vernehmlich hörte ich die Worte:

„Wenn die Rosen wieder blühn,
Bist Du nicht mehr hier. . ."
„Wenn der Rasen wieder grün,
Grünt er über Dir." — —

„Was sind das für Verse?" fragte ich leichthin.

„Das?! Hm! Was?" machte er, augenscheinlich aus tiefster Träumerei gerissen, was er unangenehm zu empfinden schien.

Scheinbar wollte ich das nicht bemerkt haben und fragte in gleichgültigem, fast leichtfertigem Tone:

„Was sind das für Verse, die Du da citirst? Oder sprudelt wieder der poetische Geyser aus Dir? Bedenke, daß Du in ehrgeiziger Gesellschaft bist, und wundere Dich nicht, wenn Dir einmal diese Verse als Eigenthum eines Andern gegenübertreten, gleich den bewußten Schnadahüpfln, Epigrammen und Balladen."

„Scherze nicht, jetzt nicht," versetzte er mit einem fast traurigen, halb unwilligen Blicke.

„Sei nicht böse, Freund, — aber mich interessiren diese Verse wirklich." —

„Du hast sie also gehört?" fragte er nach einer kleinen Pause.

„Ja. Wer ist ihr Verfasser?"

Wieder antwortete er erst nach einer Weile:

„Meine Frau."

„Wie?" fragte ich erstaunt zurück.

Kannte ich doch den Doktor nicht als Ehemann.

Er aber setzte mit ruhigem Ernst hinzu:

„Meine Frau hat sie mir verflossene Nacht gedichtet."

„Deine Frau, Doktor?! Bist Du verheirathet, ohne daß wir's wußten?"

„Ich war verheirathet. Meine verstorbene Frau meine ich."

Verwundert ihm in's Gesicht schauend, schwieg ich. Was hätte ich auch sagen sollen! Das hatte ich nicht erwartet. —

Der Doktor selbst blieb bei dieser Antwort eben so ruhig als ernst. Seine Miene hatte, wie seine Sprache, etwas Ueberzeugendes. Er selbst unterbrach wieder das eingetretene Schweigen.

„Ja, Freundchen," fuhr er fort, „heute Nacht hatte ich wieder eine schwere Stunde. Ein verwelkter Rosenstrauch, den ich Abends vom Fenster genommen, mahnte mich an unser Menschenleben. Ich konnte nicht schlafen, es lag dumpf und schwül der Gedanke auf mir: der Herbst naht, der Winter wird kommen, der kalte Winter. — Ich mag den Winter nicht. — Da stand plötzlich mein Weibchen vor mir, wie es einst lebte, — nur nicht so lebensfrisch, und sagte, indem sie eine Rose aus ihren Händen sinken ließ:

Wenn die Rosen wieder blühn,
Bist Du nicht mehr hier.
Wenn der Rasen wieder grün, —
Grünt er über Dir.

Die Rose lag noch des Morgens verwelkt vor mir. Ich drückte sie an meine Lippen. Ich weiß, daß dies mein letzter Sommer ist. Er däucht mir doppelt schön."

Viertes Capitel.

Von geheimnißvollen Dingen und einem unterbrochenen Märchen.

Die Erzählung von dieser Erscheinung überraschte und rührte mich. Tief fühlte ich mich ergriffen. Er selbst sah jetzt nachsinnend vor sich hin. Und ich fand keine Worte, um meine Empfindung auszudrücken und doch die Gefühle des Freundes dabei zu schonen. Er war also verheirathet gewesen, hatte seine Frau verloren, deren Geist ihn noch in seiner träumerischen Einsamkeit heimsuchte. Die geisterhafte, weissagende Strophe lag mir noch poetisch klingend im Ohre, während der Doktor an meiner Seite auch still geworden war. Schweigend schritten wir die Wege und den Park entlang, berührten das nördliche Ende der Stadt und umgingen sie nordwestlich, theilweise planlos fortschlendernd. Ich scheute, das Gespräch wieder zu beginnen, und end-

lich fing der Doktor, der heute besonders mittheilsam, wieder an.

„Schrecklich, wenn wir von den abgeschiedenen Lieben in unübersteiglicher Weise getrennt wären. Die Grenze ist nicht vermauert und es gibt noch andere Wege des Verkehrs mit dem Geisterreiche, als durch die dunkle Pforte, durch welche wir nur im Sarge kommen. Ich würde sonst schon längst diese gewählt haben. Wie unglücklich wäre ich alter, vereinsamter Mensch, wenn es mir nicht zu Zeiten gegönnt wäre, an die Schwelle der andern Welt zu treten und dorten zu verweilen. — Hast Du denn gar keine Ahnung von dem Verkehr mit den abgeschiedenen Lieben?"

Seltsam berührt von diesen Aeußerungen und dem Vorhergegangenen zwang ich mich gleichwohl zu einer gleichmüthigen Antwort und sprach:

„O ja! Da ich noch ein Kind war, starb mein ältester Bruder, den ich sehr liebte. Meine andern Geschwister wollten aus Furcht nicht mehr im Zimmer schlafen, weil sie sagten, der todte Bruder käme ihnen in der Nacht vor. Ich dagegen wollte nirgend anders mehr schlafen, als gerade da, wo ich jede Nacht im Traume den Bruder sah, mit ihm

sprechen und verkehren konnte, wie da er lebte. Es waren nur Träume, aber doch ein Glück."

„Nur Träume!? So!" versetzte jetzt der Doktor mit Ironie. „Bist Du denn wirklich auch so ein Glaskopf wie die Andern? Was man nicht begreift — Täuschung, was man vorgehen sieht und nicht wegleugnen kann — Träume, Thätigkeit des Gangliensystems, Erregung der Gehirnorgane, — Hirnbadesendunst, he?"

Ich war froh, daß er mich an die Hirnbadesen unsers Generals im Caffehaus erinnerte; meine Befangenheit war wieder geschwunden, — ich lachte laut hinaus, während er fortfuhr:

„Höre, wenn ich als Abgeschiedener einst vor Dich trete, so wirst Du gut thun, es nicht als einen Traum anzusehen. Ich ersuche Dich schon jetzt darum. Lache nicht, Du wirst den Ernst unsers heutigen Gespräches noch hinlänglich erkennen."

„Aber Doktor," sprach ich jetzt, „ich will Dich nicht von Deinen Anschauungen heilen, ich vermag es auch nicht; ich will auch das „Hereinragen der Geisterwelt" nicht gerade so absolut verneinen, — will zugeben, daß noch manches unerklärliche Geheimniß, das unserm nüchternen Verstande spottet, vor-

handen, daß es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde — — nun ja: ein Dämmerleben, ein Mond- schein- und Nachtleben in der Natnr, ich will Dir den Glauben daran nicht nehmen. Aber wir haben doch auch ein klares, sonnenhelles Tagesleben, das wir uns nicht vernebeln, verdämmern lassen sollen."

„Thue ich denn das?"

„Nun, Du gibst Dich doch unläugbar zu sehr jenem Dämmerleben hin. Du gehst nicht immer den lichten, klaren Weg, — Du suchst und liebst das halbe Licht, den Nebel. Es hat das seinen Reiz, unendlichen Reiz, ich weiß es; ich kenne die Poesie des Geheimnißvollen und ihre süßen Schauer. Du weißt ja, daß ich eben so gerne mich in's Gebiet der Sage und des Volksglaubens wage, als Du, — aber nicht zu dem nämlichen Zweck. Auch ich habe z. B. über alchemistischen und cabbalistischen Schriften zur Genüge gesessen; es sind mir höchst interessante Erscheinungen des Kulturlebens, werth, daß man sie kenne und dankbar für die bildende Hand des Poeten. Ich bleibe über diesen Irrgängen menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit stehen und sehe hinunter zu ihnen, — sie sind mir Objekte, Stoff. Du versenkst Dich in dieselbe, versinkest darin und nimmst Deinen

Lebensweg durch diese dunkeln Gänge selbst, statt oben im Tageslicht zu schreiten. Das ist der Unterschied."

Der Doktor lächelte mir zu, als wollte er sagen: „Ueberhebe Dich nicht, Brüderle!" Aber er sagte es nicht, und da ich einmal im Zuge war, fuhr ich fort, sowohl um die Thorheit, Gefährlichkeit und Erfolglosigkeit solchen dunkeln Treibens zu zeigen, als um allmälig das Gespräch auf Bahnen zu bringen, die minder Zartgefühl von meiner Seite beanspruchten, wie die Erscheinung seiner verstorbenen Gattin. Ich holte dabei etwas weit aus, denn ich wußte, daß ich an dem Doktor, den ich von seinen trüben Gedanken abbringen wollte, einen aufmerksamen Zuhörer haben würde. Hatten wir ihn doch im Verdachte, daß er selbst cabbalistischen Träumen nachhängen und den Stein der Weisen zu erforschen suche, wie er denn überhaupt eine seltsame Erscheinung mitten in dem modernen Treiben und Leben der Hauptstadt war.

„Siehe," rief ich, „zeigt uns denn nicht gerade die Mythe, Sage, die Volksüberlieferung selbst, wie thöricht, wie vermessen und strafbar jener ungestüme Drang ist, der so zu sagen das Geheimniß der andern Welt überrumpeln will auf nächtlichen Pfaden?

Zeigt es uns nicht vorzugsweise gerade die Geschichte der Cabbala und Alchemie, wie der Vorwitz — Weisheit ist es nicht — bestraft wird? Waren sie glücklich, die das Geheimniß gefunden haben wollten? Nein, die Meisten, ja fast Alle sind elendiglich verkommen oder umgekommen, — Märtyrer ihres Wahns. Denke an jenen Landpfarrer, von dem Du mir selbst erzählt, dem ein im Elend und sterbend gefundener Jude das Geheimniß zögernd und warnend entdeckt, und den es so unglücklich gemacht, Alles durch cabbalistische Berechnung vorher zu wissen; bis daß er sich in einer Nacht hinsetzte, um durch die Macht der Cabbala deren Schöpfer selbst zu erforschen und zu schauen. Da spricht ihm von der cabbalistischen Tafel das Wort entgegen: „Blick um Dich, er steht hinter Dir!" Und der Vorwitz war dahin, — Grauen verzehrt den Verwegenen; er vermag nicht umzusehen; andern Tages findet man ihn am Boden des Gemachs, eine Beute hitziger Fieber. Mag die Geschichte wahr oder erfunden sein: sie enthält die rechte Moral und ist ein prächtiger novellistischer Stoff.*) — Was die Alchemisten betrifft, so

*) Den der Verfasser denn auch in „Des Rabbi Vermächtniß" ausführlich behandelt hat.

ging es ihnen nicht besser oder noch schlimmer. Da draußen am Turnplatz, wo früher das Hochgericht stand, ließ Herzog Wilhelm Anno 1590 den fremden Goldmacher Bragadino an einen mit Flittergold umkleideten Galgen hängen. Die Anhänger der Alchemie — und deren gibt es ja heute noch, Freundchen — wollten den Abenteurer allerdings nur eben auch als Betrüger gelten lassen; aber selbst solchen, denen sie die hermetische Kunst, die spagyrische Weisheit zusprachen, die aller Welt als wahre Adepten galten, war kein besseres Loos beschieden. Ich will nur von denen sprechen, die nachweislich zu unserer Stadt in Beziehung standen. Jener seltsame Schotte Setonius, der im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nach Deutschland kam und in Dutzenden von Städten kaum läugbare Beweise seiner Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, gegeben: was war sein endliches Loos? Er kam auch hieher nach München, holte sich seine Lebensgefährtin aus den Bürgerstöchtern hiesiger Stadt, floh mit ihr nach Norddeutschland und starb, aus scheußlichem Thurm befreit, zu Dresden an den Folgen erstandener Torturqualen, welche ihm der Kurfürst von Sachsen zur Erpressung seines Geheimnisses auferlegt hatte Die Fürsten,

vornehmlich Kaiser Rudolph II., der selbst Alchemist war, hielten damals förmliche Jagd auf die seltenen Goldvögel, die meistens im Kerker, am Galgen oder an siechem Körper im Elende starben. Der Befreier jenes Setonius aus dem Kerker war ein polnischer Edelmann, der die Wittwe, das Münchner Kind, heirathete und die kostbare Tinktur erbte. Du weißt, welchen Verfolgungen dieser Mann unterlag, den die Geschichte der Alchemie Sendivogius nennt. — Unter Max Emanuel machte das größte Aufsehen als Inhaber der „wahren Kunst" der Herr v. Wagnereck, ein Münchner Kind und Neffe des gelehrten Jesuiten und Kanzlers, Heinrich Wagnereck, der 1684 in Dillingen verstarb. Unser bayerischer Adept starb krank, elend, verfolgt und ohne Ruheplatz auf der Flucht von Wien zu seinem Oheim. Die Geschichte desselben hat viel Ergreifendes; es verlohnt der Mühe, sie einmal dem Publikum vorzuführen. — Ein Abenteurer war jener Don Cajetano, der zu Max Emanuel nach Brüssel kam, wo der verschwenderische Fürst sein Bayern „den Brabantern einbrockte." Der Churfürst konnte Goldmacher wohl brauchen, gab diesem sogar den Titel eines „bayerischen Feldmarschalls." Aber die Herrlichkeit endete damit, daß

unser Italiener nach Bayern abgeführt und droben in Grünwald am hohen Isarufer gefangen gehalten wurde, bis er entwischte, um in Berlin an vergoldetem Galgen den nämlichen Tod zu finden, wie einst Bragadino in unserm München selbst. — Du siehst, die Geschichte dieser dunkleren Seite unseres Kulturlebens enthält selbst die Warnung, sich ihr zuzuwenden."

Ich schwieg, nachdem mich der Doktor schweigend angehört.

„Hör'," sagte er endlich, „Du hast mit alledem gar nichts bewiesen, als daß man um einer Sache willen verfolgt werden und leiden kann, ohne ihr abwendig zu werden und daß sich auch Schwindler und Abenteurer beimischen können, welche dem Ansehen der Sache schaden. Da hättest Du aber nicht eben zur Alchemie und Cabbala greifen müssen, um das zu beweisen. Alles Edle in der Welt, das der Aufopferung großer, uneigennütziger Seelen bedarf, hätte Dir Belege liefern können. — Doch siehe, Freund, welche Pracht!" unterbrach sich der Doktor mit einem Male und hielt sich die Hand vor die Augen, indem er sein Gesicht nach einer bestimmten Richtung hinwandte.

Wir waren mittlerweile von der Nordwestseite her in die Vorstadt gelangt, als ein blendender Lichtglanz unsere Augen traf und in lichtem Golde zwischen den Häuser- und Baumgruppen aufflammte. Es war ein wunderbares, noch nie gesehenes Schauspiel. Die prächtig untergehende Abendsonne spiegelte sich nämlich in dem vor Kurzem vollendeten Krystallpalast, der allen Münchenern heute eine so gewöhnliche und gewohnte Erscheinung geworden ist, damals aber wegen seiner Neuheit und Ungewohntheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Die große deutsche Industrie-Ausstellung sollte demnächst beginnen. Jedermann war voll großer Erwartung.

Nachdem wir uns genug an dem wunderbaren Anblick geweidet, den der schöne Abend auf den durchsichtigen Wänden des Glaspalastes hervorgezaubert, meinte ich:

„Siehe, Freund, den Palast der mächtigen Fee, die alles, was die Phantasie der Vergangenheit geträumt und ersehnt hat, in unserer Gegenwart möglich macht. Die Industrie, die uns mit des Windes Flug über die Erde hineilen läßt, die uns die rechten

Siebenmeilenstiefeln verleiht und unsere Gedanken mit Blitzesschnelle und auf Geisterflügeln von einem Ende der Erde zum andern trägt: sie zeigt ihre Wunder in Tageshelle und sie sind größere Wunder, als all' euer Träumen sie denken kann."

„Ja, Brüderle," entgegnete grinsend der Doktor, „ganz Recht. Aber vor einigen Jahrzehnten würdet Ihr, wenn Euch Einer von Eisenbahnen gesprochen hätte, solches eben so für Träumerei und Wahn verlacht haben, wie jetzt noch so manches Andere, was Ihr nicht begreift und nicht greifen könnt. Und hätte Euch vor Kurzem noch Jemand gesagt, daß wir unsere Gedanken auf tausende von Meilen in dem nämlichen Augenblicke verständlich zu machen im Stande sind, in welchem wir sie fassen, so würdet Ihr einem solchen Träumer und Lügner in's Gesicht gelacht oder ihn für wahnsinnig gehalten haben. So Wunderbares seht Ihr durch geheimnißvolle Kräfte ermöglicht. Aber viel Einfacheres, viel Näherliegendes glaubt Ihr abläugnen zu dürfen. O dieser geistige Hochmuth, diese Verblendung der Hartgläubigkeit. — Mir fällt übrigens beim Anblick dieses gläsernen Schlosses das Märchen von den zwei Fee'n ein; die eine wohnt im krystallenen Haus voll Licht und Leben

— die andere im Erdenschooß voll kühlem Dunkel und Ruhe ..."

„Bitte Dich, Freund!" fiel ich ihm in die Rede, — „gib auch Du für heute Ruhe und zeige mir nicht die Kehrseite des frischen Lebens der Gegenwart. Vergälle mir die Freude daran nicht wieder durch Deine trüben Phantasiebilder, die sich so gerne in's Märchengewand hüllen, wenn Du das Licht Deines Ahnungsvermögens und Deiner Sehergabe uns „Glasköpfen" nicht offen lassen leuchten willst."

„Sei es denn, — vielleicht erzählt Dir schon die nächste Zukunft mein Märchen zu Ende, wenn Du es jetzt nicht hören willst," versetzte er etwas empfindlich.

Schon öfter hatte er mit düsterm, fast unheilkündendem Nachdruck Aeußerungen für das laufende Jahr gemacht. Für jetzt hatte ich daran genug. Wir schieden für heute. Die darauf folgende Zeit hat mich allerdings manches erleben lassen, das mir jenen Spaziergang, mit dessen Beendigung auch dieses Kapitel seinen Schluß erhalten hat, immer wieder in's Gedächtniß zurückgerufen.

Fünftes Capitel.

Die furchtbare Fremde.

Es war zur schönsten Sommerzeit. Wir saßen an den offenen Fenstern unseres Caffehauses und schauten hinunter in die verkehrreichen Straßen der Altstadt. Wir scherzten und lachten und unterhielten uns an dem Leben und Treiben da unten. Da waren viele fremde Gesichter, die sich im Gedränge bewegten, und die Dialecte von ganz Deutschland tönten aus dem Gesumme der Stimmen.

München war das allgemeine Reiseziel geworden. Man ergriff gerne die Gelegenheit der Industrie-Ausstellung, um die berühmte deutsche Kunstmetropole mit ihren großartigen Prachtbauten und reichen Sammlungen zu besuchen. Die schöne Isarstadt sollte das allgemeine Stelldichein werden und der Fremdenstrom überfluthete die Straßen der Stadt, die Gasthöfe und die öffentlichen Lokale. An unserm Caffehause strömte er glücklicher Weise vorüber. Der Besuch desselben blieb auf die gewohnten Gäste beschränkt, während sonst München in dem Bewußtsein überschwoll, die besuchteste Stadt des Kontinents zu

sein, und im Anblick seines Industriepalastes von einer glänzenden industriellen Zukunft zu träumen begann. München war glücklich, besonders seine Gastwirthe waren es.

An allen Caffetischen sprach man jetzt nicht mehr so ausschließlich nur vom orientalischen Krieg und erhitzte sich nicht mehr so sehr über der Parteinahme für die Russen oder Türken. Die Industrie-Ausstellung wurde jetzt ebenso eifrig besprochen. Zwischendurch aber klang da und dort eine leise Andeutung, die jedesmal über den Gesichtsausdruck der Sprecher und Hörer einen Schatten verbreitete.

„Sie kommt!"

„Sie kommt diesmal nicht!"

„Sie können darauf schwören, daß sie auch nach München kommt. Sie ist schon in Triest und Wien."

So ungefähr sprach man sich leise an allen Tischen zu. Wir, d. h. unser kleiner Kreis kümmerte sich sehr wenig um das ängstliche Gewisper und Gerede. Wie gesagt lagen wir heute an dem warmen Nachmittag unter den offenen Fenstern mit den „Regalias" im Munde auf den treibenden Menschenstrom hinunterblickend.

„Sieh da!" rief einer, „das Erdschmiedl kommt

dort heran. Schaut nur, wie seine Augen funkeln! Und welcher wichtige Ausdruck in dem gelben Koboldgesicht!"

Richtig, der Doctor kam durch die drängende Menge dahergesegelt, gerade auf das Caffehaus zu. Bald trat er zur Thüre herein.

„Grüß' Gott!" sagte er, indem er etwas langsam auf uns zuschritt. „Grüß Euch Gott beisammen."

„Nun, Bruder, was bringst denn Du heute, daß Du so seltsam dreinsiehst. Ist Dir eine Retorte gesprungen und eine Transmutation verunglückt? Oder hat Dir der Böse sonst einen Streich gespielt?"

„Scherzet nicht; denn — sie ist da!"

„Wer? Wer ist da?"

„Die Cholera!"

„Die Cholera? Ah, Flausen! Du willst uns wieder Ein's aufbinden. In den Zeitungen steht ausdrücklich, daß jedes derartige Gerücht falsch sei."

„Ja die Zeitungen lügen wie gedruckt, wenn es sein muß. Ich wohne neben dem Kirchhof und ich versichere Euch, daß schon zehn Todesfälle Cholerakranker konstatirt sind. Sie wurden ja alle an meinem Fenster vorübergefahren.

Die Leute an den andern Tischen wurden ebenfalls aufmerksam. Ein uns bekannter Arzt trat heran und hörte zuerst stillschweigend zu; andere steckten die Köpfe herzu. Der Arzt aufgefordert, erklärte, „daß allerdings schon mehrere Cholerafälle mit tödtlichem Ausgange vorgekommen seien, — jedoch . . .“

Es war uns genug.

„So haben wir sie denn in unseren Mauern, die Grauenhafte,“ ging durch den Raum der Stube, und jedes andere Gespräch war unterbrochen.

Man weiß, wie furchtbar sich die Dinge entwickelten. „In Müncher die Cholera,“ ging durch ganz Deutschland. Nach wenigen Tagen stockte der Fremdenstrom und ergoß sich dann mit noch größerer Wucht aus der Stadt, als er hereingefluthet war. Die Zeitungen leugneten nicht länger. Eine düstere unheimliche Zeit erfolgte. Der krystallene Palast mit seiner prunkenden Ausstellung stand verödet, die Gasthöfe leer und von den Einwohnern Münchens selbst floh aus der Stadt, was nur immer konnte. Alle Welt bat um Urlaub oder nahm sich ihn selbst. Wer zurückbleiben mußte, ging mit bangem Gefühle seinem Tagewerke nach. Wo man in Familien trat, da beb-

ten uns selbst von den zartesten Lippen die Worte „Leibbinde“, „Diarrhoe“, „Stuhlgang“, entgegen, als wären das in den Salons nie verfehmte Ausdrücke gewesen. Und es ward ärger und ärger. Mit Grauen sah man die Herrschaftswagen und Fiaker aus den Straßen völlig verschwunden und an ihrer statt schwarzbehangene, unheimliche Fuhrwerke langsam von Kutschern in schwarzer Livrée durch die Gassen geleitet. Und begegnete man einem Bekannten auf der Straße, so freute man sich, den Beweis zu haben, daß er noch nicht hinausgefahren worden an dem Fenster unseres Doktors vorüber. Die langen Todtenlisten der Blätter las man mit Bangen durch, denn täglich fand man jetzt darinnen Namen bekannter Personen.

Auch unser Kreis hatte sich in jenen Tagen fast aufgelöst. Nur Wenige saßen wir noch täglich am gewohnten Caffetisch. Das einzige Gespräch bildete natürlich der Verlauf der schrecklichen Krankheit und ihrer Verheerungen. So saßen wir eines Nachmittags unserer fünf, — der Doktor darunter, der heute grauenvoller aussah, als je, — als sei er den Gräbern entstiegen.

„So, so, auch der! Ich sah ihn erst vorgestern

noch wohl und heiter auf der Straße," sprach Einer von uns langsam, seinen Caffe schlürfend.

„Es werden noch mehr daran kommen," murmelte der Doktor vor sich hin. „Es werden noch mehr daran kommen, die heute mit Euch da im „Café" sitzen. Heute frisch und roth, morgen bleich und todt!"

„Die Krankheit tritt mit furchtbarer, grauenhafter Macht auf," sprach ich dazwischen. „Es hat wirklich etwas Imponirendes, wie sie in das Menschentreiben und Leben hineinfährt und ohne Rücksicht ihre Opfer fortreißt, während alles menschliche Wissen, alle ärztliche Kunst ohnmächtig ihr gegenüber steht. So trat die Pest auf im Mittelalter, so kam der schwarze Tod herein in die volkreichen freien Städte, um der wüthenden Wolfsheerde gleich zu würgen und aufzuzehren. Die Sprache der Chroniken, in welcher sie das Auftreten des schwarzen Tod's, besonders 1349 schildern, wird mir jetzt erst, wo ich Aehnliches fast erlebe, verständlich. Ich begreife jetzt die Möglichkeit, wie damals ausgestorbene Schiffe vom Meere steuerlos an's Land treiben konnten, so daß in jenen grauenvollen Jahren auch die Verbindung mit dem von den Isländern frühe entdeckten westlichen Kon-

tinent unterbrochen ward und verloren blieb, die Kunde davon sich nur als Sage bis zu Columbus Zeiten forterbte und der große Genuese, sie aufgreifend, Amerika neu entdeckte. Ich begreife den Schrecken der Menschen, die Steigerung des Wahnglaubens, der zu den entsetzlichsten aller Verfolgungen der Juden am Rhein und an der Donau führte. Schauerliche Wirkung einer schrecklichen Macht, die den Aberglauben in seiner furchtbarsten Gestalt herausfordert."

„Nun, dergleichen Dinge, solcher Wahn ist doch heute nicht mehr möglich," fiel einer aus der Gesellschaft ein.

„Nicht mehr? Freilich nicht in seiner thatsächlichen Aeußerung. Aber höre einmal das dumpfe Gerede im Volke über die Ursachen der Heimsuchung durch die schreckliche Seuche! Höre einmal, wie sie dieselben in Verbindung mit dem Industriepalaste, seiner Eröffnung und der Ausstellung bringen, höre in gewissen Volkskreisen, welche unheimlichen, ungeheuerlichen Sagen gehen. Hat doch der Abzug der Dohlen von der Frauenkirche drüben der ganzen Stadt einen Schrecken eingejagt, weil man darin die Vorbedeutung noch ärgerer Verheerungen erkennt."

„Es ist aber immerhin wunderbar," meinte nun

ein anderer aus dem Kreise fortfahrend, „stellt Euch nur an das Fenster dorten — während sonst die Dohlen mit unaufhörlichem Geschrei die Frauenthürme umflogen, läßt sich, seit die Cholera herrscht, keine einzige mehr sehen. Blickt nur da hinüber, da seht Ihr auf die Frauenthürme hin.“

„Das kann seine natürlichen Ursachen haben und wird sie auch haben,“ versetzte ich. „Aber daß heute ganz ähnliche Sagen über das Hereinkommen der Cholera auftauchen, wie sie sonst das Auftreten der Pest erzeugte, hat mich überrascht. Vor einigen Tagen stand ich nachdenklich — es war gerade da vorn in der Kaufingergasse — vor einem der Häuser unserer Stadt, welches noch das Pestzeichen aus dem 30jährigen Krieg an seinem Thore trägt. Ein altes Weibchen trat zu mir heran und meinte: „Ja, Herr, schaut nur! So wird man einmal nach den Cholerazeichen von diesem Jahr an den Häusern schauen; 's wird noch viel ärger werden, — denn es sah schrecklich aus, was man in der Mitternachtsstunde über die Stadt hat fliegen sehen: der Thürmer von St. Peter hat's gesehen und andere Leute auch. Es hat seinen giftigen, rothen Hauch von sich gehen lassen, gerade herunter auf die Stadt — ja schaut nur,

Herr!“ So redet und munkelt das Volk, das sich auf seine Art die Erklärung sucht. Ihr kennt ja die Sage von der Pestfrau, die besonders unter den Slaven geht, — wie sie herbraust in Sturm und Dunst aus der Steppe gegen das bewohnte Land, daß die Hähne heiser werden und die Hunde keuchend heulen, bis Dörfer und Städte, durch welche sie ihren Weg nimmt, aussterben . . . Fast ähnlich lautet eine Erzählung, die ich in unseren Volkskreisen vernommen. Neulich, Abends, saß — draußen in der *—Vorstadt in einem der äußersten Häuschen eine Taglöhnerfamilie beisammen. Da kam ein Weib über das Blachfeld her, groß und unheimlich gewandet. Die pochte an, und als man sie hereingelassen, bat sie um Nachtlager. Man gewährt es ihr — andern Morgens war sie verschwunden — der Tagelöhner und zwei seiner Kinder starben aber unmittelbar darauf. Das fremde Weib war die Cholera. — Andre sagen, die ungeheuerliche Fremde sei als Gespenst in auffallender rother Tracht am Tage der Industrie-Ausstellungs-Eröffnung mit der Eisenbahn hier angekommen und in einem bekannten Gasthofe abgestiegen. So legt sich das Volk die Sache zurecht . . . .“

Der Doktor, der seither ruhig und düstrer als gewöhnlich vor sich hinblickend zugehört hatte, hob jetzt den Kopf.

„Es ruht hinter diesen Sagen mehr, als Ihr annehmen wollt," sagte er und sah uns mit seinen dunklen Augen wieder recht geisterhaft an. „Ich könnte Euch etwas erzählen . . ."

„Nur heraus damit, Doktor!"

„Heraus damit!"

„Nun gut. Morgen oder übermorgen hätte ich ohnehin keine Zeit mehr dazu. — Ihr erinnert Euch doch noch, wie fröhlich wir die letzte Sylvesternacht hier im Familienstübchen verbracht, um uns heiter in's neue Jahr hinüber zu schwatzen, in welchen wir jetzt noch das Glück haben zu leben. Wie plauderten tolles Zeug und als wir das neue Jahr begrüßt hatten, gingen wir mit etwas schwindlichten Köpfen heim, gleich andern Leuten."

„Das wissen wir Alles noch. Nur vorwärts."

„Nun, während ich heimging, war in der Stadt auf allen Straßen noch ganz so der weinselige Jubel der Heimkehrenden, wie in jeder Neujahrsnacht. Weiter hinaus am Sendlingerthorplatz ward's stiller, und in dem Gäßchen gegen den Kirchhof hin war's todten-

still. Ich war am Tag vorher in meine Wohnung dorten eingezogen, — ich schlief die erste Nacht da. Ganz einsam schritt ich durch das Gäßchen gegen den Kirchhof meiner Wohnung zu, und kam glücklich heim. Da nahm ich mir denn vor, genau auf meinen Traum merken zu wollen; was man die erste Nacht in einer Wohnung und was man in der Neujahrsnacht träumt, das, sagt man, werde wahr. Vorher wollte ich noch nach dem Winde sehen und machte das Fenster auf; nach einem alten Volksglauben bedeutet Abendwind in der Neujahrsnacht: Tod der Könige für das begonnene Jahr, Südwind dagegen dem Volke Tod. Der Wind kam lau von Mittag her, und ich wollte das Fenster wieder zumachen, als mich ein leises Läuten von der Friedhofskapelle überraschte. Ich sah die Gasse hinab gegen den Kirchhof, ich sah die Gasse entlang gegen das Sendlingerthor; da bewegte sich von der Stadt her ein unheimlicher Zug von weißeingehüllten Gestalten gegen den Gottesacker hin an meinem Fenster vorüber. Es waren ihrer Tausend und abermals tausend verhüllter Gestalten, — kein Angesicht zu erkennen. Ein Schauer erfüllte mich. „Komm' mit! Du gehörst zu uns!“ hörte ich jetzt eine dumpfe Grabesstimme zum Fenster hereindröhnen.

Vor Schrecken starr sah ich hinaus. Da stand eine unheimlich in Roth und Aschgrau gekleidete hohe Frauengestalt mit hoch emporgehaltenen Armen. Sie deutete auf den schweigend vorüberwallenden Zug. „Komm' mit!" tönte noch einmal, wie aus dem Munde der Erynnien oder einer Walkyre, während schon die Vordersten des stillen Zugs an der läutenden Kapelle vorüber durch das Thor des alten Kirchhofs, die lange Gräberreihe entlang, dem neuen noch gräberleeren Gottesacker entgegen wallten. „Komm' mit!" Ein jäher Schauer ließ mich einen Schrei ausstoßen, — noch ein scheuer Blick hinaus, und Alles war verschwunden. Die Gasse und der Friedhof lagen still wie sonst, die Grabsteine starrten weiß und unbeweglich herüber, und aus der Ferne von der Stadt her klang das weinselige Johlen einiger von lustiger Neujahrskneiperei heimkehrenden Gesellen."

Wir sahen den Doktor schweigend an, als er jetzt eine Pause machte, denn wir merkten, daß er das Wichtigere noch mitzutheilen habe. Er fing denn auch gleich darauf wieder mit gedämpfter Stimme an:

„Heute Nacht wiederholte sich die Erscheinung, nur mit dem Unterschiede, daß ich Verschiedene im Zuge klar und deutlich erkennen konnte, — denn

ich befand mich selbst in demselben und ging mit bis in den neuen Campo Santo, den ich ganz mit offenen Gräbern angefüllt sah. Ihr seht mich forschend an? Nun, Keinen von Euch erkannte ich im Zuge zu meiner Freude, — aber — —" und er flüsterte jetzt nur noch, indem er seinen Kopf vorstreckte, um von uns verstanden zu werden — — „es befanden sich Leute dabei, die Ihr recht wohl kennt, die sich ihren Caffe täglich hier schmecken lassen: draußen sitzen sie ja — der kahlköpfige Handelsagent, der arme Bursch, dann der General und unser dicker Historiker. Bst!"

Ich sprang auf. Mir ward's jetzt bei dem Doktor unheimlich.

Draußen im großen Zimmer saß der General wie gewöhnlich hinter seiner Zeitung seine Pfeife schmauchend, — auch der Historiker saß da in eifrigem Vortrag. Der Handelsagent fehlte.

Da trat der Hausherr auf mich zu.

„Denken Sie sich, — der Handelsagent X., der blonde Mensch — er muß Ihnen ja aufgefallen sein."

„Der mit der großen Angstbutte?"

„Ja, gerade der!"

„Nun was ist mit ihm? Er fehlt heute."

„So eben wird mir gesagt, er sei vor einer Stunde plötzlich gestorben. Gestern früh saß er noch dort und trank seinen Caffe! — — —“

Andern Tags, als wir wieder im Caffehause zusammentrafen, war der Platz, wo der General zu sitzen pflegte, leer, und der dicke Historiker rieb sich den Magen einmal um das andere und sagte:

„Ich weiß gar nicht, es ist mir nicht so recht, wie es sein sollte.“

Und als selbigen Nachmittag die Nachricht in's Caffehaus kam, daß der General zur großen Armee eingerückt sei, stand unser Historiker vom Tische auf, und verließ das Caffehaus, um es nie wieder zu betreten. Auch ihn hat die Seuche hinweggerafft.

„Gelt, Brüderle!“ wandte sich der Doktor zu mir, fast mit einiger Befriedigung: „Du hast jetzt das Märchen erfahren, das Du mich damals nicht auserzählen ließest. Du wirst noch so manches Andere erfahren, woran Du seither nicht glauben wolltest.“

Damit reichte er mir die Hand.

Jetzt wird's wohl an mich gehen,“ setzte er hinzu.

„Ah, pah!“ erwiederte ich, „wir wollen uns noch recht lange der Cholera zum Trotz hier treffen und

die nächste Sylvesternacht ganz besonders lustig durchsitzen!"

„Nun, wir wollen sehen. — Für's Erste werd' ich wohl die Reise in's „unbekannte Land" machen. Was das Weitere betrifft, so weißt Du, was ich schon gesagt. Vielleicht werde ich wiederkommen, — wenn ich kann natürlich. Adieu für heute, mein lieber Freund!"

Nochmals drückte er mir warm die Hand und ging.

Tags darauf erschien der Doktor nicht im Caffehause. — Wir warteten bis gegen Abend. Er erschien nicht. —

Mich überkam eine bange Unruhe.

Da trat ein dem Doktor besonders nahestehender Freund zur Thüre herein, — auf seinem Gesicht stande eine trübe Kunde.

„Nun?"

„Er hat doch Recht behalten!" war die traurige Antwort.

„Wer?" fragten wir Alle.

„Der Doktor!"

„Wo steckt er denn?"

Eine sprechende Handbewegung gab die Antwort. Und während wir noch in bangem Schweigen den

tiefbewegten Freund anblickten, ergänzte der seine Nachricht mit den Worten:

„Vor zwei Stunden ist unser Erdschmiedl in's Jenseits abgereist. Ich komme gerade von seiner Wohnung her."

Sechstes Capitel.

Düstere Tage und — Wiedersehn.

Wäre es meine Absicht gewesen, dem Leser eine Novelle in der gewohnten Weise des „Nebeneinander" zu bieten statt einer wahrhaftigen Erzählung, einer Skizze nach dem Leben, so würde ich kaum dazu gegriffen haben, in der Mittheilung der Gespräche mit unserm Doktor einen Einblick in dessen Wesen und Treiben zu gewähren. Jedoch Originalmenschen sind nicht so häufig, daß man sie blos nach einigen oberflächlichen Aeußerlichkeiten zu erkennen und verstehen vermöchte.

Das Hinscheiden des Doktors wirkte auf mich, nach dem was er gegen mich geäußert und wie wir in letzter Zeit miteinander in besonderer Vertraulichkeit verkehrt, auf erschütternde Weise. Seither hatte ich seine Geisterseherei, sein Treiben und Leben noch im-

mer für so etwas wie Koketterie, Originalitätssucht gehalten. Jetzt, wo ihm die Ereignisse, wenn auch vielleicht nur durch Zufall, in so auffallender Weise Recht gegeben, wirkten seine Gespräche tief in mir nach, und ich begann jedes Wort, eines nach dem andern, in meinem Gedächtniß wieder wachzurufen.

Zugleich hatte sich aber auch die furchtbare Macht der Seuche meinem Bewußtsein in ernster Weise aufgedrängt. Hatte ich seither noch eine ziemliche Gleichgültigkeit bewahrt, meine Lebensweise ohne Rücksicht auf das Verweilen der Cholera in der Stadt in der gewohnten Weise fortgesetzt und mir höchstens auf freundliches Zureden Anderer zu deren Beruhigung ein Kupferplättchen als Amulet gegen das grauenhafte Gespenst der Cholera anlegen oder Schwefel in die Strümpfe stecken lassen, so trat jetzt oft genug mahnend der Gedanke an mich heran:

„Vielleicht auch du!“

Es traf Vieles zusammen, um meine Stimmung ernster als gewöhnlich zu machen. Unser Kreis im Caffehaus hatte sich ganz aufgelöst. Wie ein Geyer in einen Hühnerhof war die Nachricht von des Doktors Tod in den kleinen Rest der Gesellschaft gefahren und hatte deren Mitglieder aufgescheucht, daß sie die Stadt

flohen und im Hochgebirge die Schrecken der Seuche zu vergessen suchten. Ich war der Einzige, den Verhältnisse zurückhielten. Von einer auswärtigen Buchhandlung langten täglich die Korrekturbogen meines ersten Buches an, welche besorgt werden mußten. Wie sollte dieser Umstand einen jungen, angehenden Schriftsteller nicht an den Platz gefesselt haben, und wäre er von zehnfachen Gefahren umlauert gewesen! Daran erhob ich mich denn auch wieder aus der Bedrückung des Geistes empor zur ruhigen Zuversicht. Es schien mir bald eine Unmöglichkeit, zu sterben, bevor die ganze Korrektur besorgt und der Druck des Buchs vollendet sei, — und bis dahin konnte doch die Cholera unmöglich anhalten, wenn nicht ganz München aussterben sollte. Heute lächle ich freilich über jene Zuversicht. Aber nichts desto weniger war sie mir damals kein geringer Schild gegen die Anfechtungen des Bangens und die Schrecken vor der Krankheit, welche so sehr der Macht und Ausbreitung der Seuche Vorschub leisteten.

Es war in jenen Tagen, daß ich mein Quartier, in einem von der Cholera am ärgsten heimgesuchten Bezirke verließ, um einen Freund aufzusuchen, der zwar außerhalb unsers Schriftstellerkreises, aber mei=

nem Herzen sehr nahe stand. Ich fand ihn im Bette. Bei einem Gange durch die Stadt hatte ihn das Begegnen der vielen Leichenwägen so erschüttert, daß er mit allen Symptomen der Krankheit sich niedergelegt hatte. Jetzt war er muntern Geistes, als er mich sah.

„Heraus mit Dir und keine Furcht!“ rief ich ihm ermunternd zu. „Morgen halten wir eine kleine Partie in Deinem Zimmer.“

Es war ihm recht, er versprach aufzustehen und ich ging getröstet über seine Genesung heim, denn er war nicht blos der Stolz seiner Freunde, die Freude seiner Verwandten, sondern mir ein Herzensfreund. Andern Tags, nachdem er erfahren, daß ich ebenfalls erkrankt sei, legte er sich hin und starb.

Ich erzähle dieß um zu beweisen, mit welcher fürchterlichen Raschheit der Tod einzutreten pflegte und wie grauenhaft schnell sich damals die Lebensbande lösten. So riß das Grab mir Tag für Tag Freunde und Bekannte weg. Ich zähle darunter auch den Vater der Friedericke Goßmann, der als Professor, Schriftsteller und formgewandter Poet uns nahe stand. Auch er ward ein Opfer der Seuche.

Ein dumpfer Schrecken lag denn auch in jenen Tagen über der Stadt, die eine Beute der bleichen Pestgespenster geworden. Der Engel des Todes würgte ohne Wahl.

Auch an mich trat die Seuche heran. — Es war schon Abends und ich sah zum Fenster hinaus. Ich konnte perspektivisch die ganze Länge einer Straße überblicken. Noch immer fuhren die schwarzen Wägen mit ihren schwarzen Kutschern durch die Gassen und hielten da und dort — einer am Nachbarhause; und aus der Tiefe des Wagens stiegen schwarzgekleidete Kobolde, welche in dem Hause verschwanden und bald darauf zwei Särge herausschleppten, mit denen sie im verhängten Wagen wieder untertauchten. Die Todtengräber und Leichenträger hatten damals ihre goldene Zeit, — sie verrichteten auch ihr Geschäft nicht ohne grauenvollen Humor. Später als diese goldene Zeit der Todtengräber wieder vorüber war, richteten sie eine Klage an den Magistrat mit dem Ersuchen, für besseren Verdienst zu sorgen.

Ich am Fenster war jedoch damals in keiner humoristischen Laune. Trübe und von all den unheimlichen Erscheinungen angeschauert, sah ich hinaus.

Und als jetzt der Abend stets dunkler ward, ge-

wann plötzlich die abenteuerliche Phantasie des verstorbenen Doktors allmählig Gestalt vor meinen Augen. Mir war, als sähe ich eine Weibsgestalt aus den von der inneren Stadt herziehenden Straßen schreiten — hoch gewaltig, schrecklich, immer näher, immer näher — und dann sich aufrichten gegen das Fenster an dem ich stand, in Riesengröße. Ein Fieberschauer durchrieselte mir den ganzen Körper, — ich sah das fahle Antlitz der Schrecklichen grinsen und ihre dürren Gespensterarme sich nach mir ausrecken, daß ich jeden Augenblick das verhängnißvolle: „Komm' mit!“ aus ihrem Munde zu vernehmen wähnte.

Von jähem Schreck überwältigt, schlug ich das Fenster zu und befand mich einsam in dem dunkeln Zimmer.

Ich war krank, das fühlte ich, und krank legte ich mich zu Bette. Alle Erscheinungen der Seuche traten an mir zu Tage. Ich rang mit der Furchtbaren in jener Nacht mit aller Energie der Jugend und in einer Seelenstimmung, in der ich den Tod nicht fürchtete. Im Gegentheil war, wenn ich auch bisher oft mit Bangen daran gedacht, daß sie auch mich ergreifen könne, jetzt, wo sie mich ihren Armen hielt und an ihre hohle Brust preßte, alle Furcht gewichen.

Ich rang mit ihr in einer Art von fatalistischer Berserkerwuth, nicht aus Furcht vor dem Tode. —

Andern Tags trat einer der Aerzte des Distrikts an mein Bett. Damals, wie in so vielen ähnlichen Fällen bewies dieser Stand jenen unvergleichlichen Opfermuth, der ihn so achtungswerth macht. Der Cholera gegenüber befanden sich die Herren Doktoren jedoch in halber Verzweiflung. Der Arzt, welcher vor mir stand, meinte:

„Ja, was soll man da verordnen? Im Bett bleiben . . .“

„Bier! Bier!“ rief ich, denn der Durst plagte mich abscheulich — der Gaumen war mir so trocken, daß die verdorrte Zunge anklebte. Da mochte mich der Arzt für einen starken Bierkieser ansehen, während ich kaum in Wochen so viel trinke, als ein guter Münchener auf einen Sitz.

„Nein,“ sagte er, „das Bier lassen wir für einige Tage. Es muß nicht auch im Bett noch Bier getrunken werden. Also kein Bier, bis ich es sage.“

Was er mir nun verordnete, ich weiß es nicht; ich glaube, es war nichts.

Da lag ich nun einsam und krank in meinem Zimmer. Von der Straße herauf tönte das Geräusch

eines hie und da langsam vorüberfahrenden Todtenwagens, oder öfter noch das durchdringende Geläute der Meßner, die den Geistlichen zu den Sterbenden geleiteten. Im Hause selbst und bei der Familie, wo ich wohnte, lag fast Alles an der Cholera nieder, und so herrschte eine Todtenstille, die nur hie und da durch jene von der Straße heraufdringenden Töne unterbrochen wurde, — während ein leiser, pickender Ton in der Wand mich an die sogenannte Todtenuhr erinnerte. Es konnte jedoch auch eine einfache kleine Wanduhr im nächsten Zimmer sein, die ich jetzt in der Stille zum ersten Mal vernahm.

Und so lag ich da — lange — bis von der Stadt und ihren Thürmen her die Glocken die Mittagsstunde schlugen. — Das Zwölfuhr Geläute begann. Wie ein dumpfer Chor aus Weltfernen tönte es in das Zimmer herein an mein Ohr.

Da pochte es auf eine mir bekannt dünkende Weise an der Zimmerthür. Froh, daß sich endlich in meiner Einsamkeit Jemand zeige, rief ich:

„Herein!"

Ich lag so auf der Seite, daß ich im Augenblick nicht sehen konnte, wer eintrat und mit leisen unhörbaren Tritten an mein Bett hinstand. Bei dem

Klang der Stimme, welche ich jetzt vernahm, wandte ich jedoch rasch den Kopf. Denn die wohlbekannte Stimme hinter mir sprach:

„Grüß Dich Gott, Brüderle! Was machst Du denn?"

Und jetzt sah ich auch den Sprechenden. Denn da stand — unmittelbar vor meinem Bette — der Doktor, das Erdschmiedl, unser Bruder Faun, wie er leibte und lebte. Nur war sein Antlitz noch farbloser als sonst, — seine Augen noch starrer, der Ausdruck seines Gesichtes lebloser. Sonst ganz wie im Leben. Trug er doch dasselbe weiße Paket in der Hand, mit welchem ich ihn so oft gesehen.

Siebentes Capitel.

Eine seltsame Unterredung.

Ich kann nicht sagen, daß mich der Anblick besonders erschreckt oder auch nur über die Maßen überrascht hätte. Ich empfand in diesem Augenblick nur eine Empfindung: die der unverhohlenen Freude über den Wiederanblick des Freundes. Ich streckte, glücklich, eine befreundete Seele vor mir zu sehen, meine Hand aus, um die seinige zu ergreifen. Aber

die war kalt und feucht, — so leichenkühl, daß es mich durchschauerte.

„Ah, altes Erdschmiedl,“ hatte ich gerufen, „wie schön ist's, daß Du kommst. Aber — —“ stockte ich, als ich die kühle Hand berührte und mir plötzlich, indem er mich starr und ernst anblickte, die Erinnerung der Ereignisse dieser letzten Tage kam, — „aber, Freund, wie kommst Du denn hierher? Ich habe doch gehört, — ich habe doch vernommen, Du seiest . . .“

„Was?“ fragte die Erscheinung, die vor mir stand, mit der alten Stimme des Doktors, welche mir nur hohler und noch geauenvoller zu tönen schien, als sonst, selbst wenn er sich völlig im Geisterreiche ergangen. „Was?“ fragte die Gestalt des Doktors, — und ohne daß ich von einer Empfindung besonderer Furcht mich angegriffen fühlte, hielt mich dennoch eine gewisse Scheu vor einem unbesonnenen Worte ab, die Antwort erfolgen zu lassen.

Man wird mir glauben, daß ich mich in einer etwas sonderbaren Lage befand. Denn ich erinnerte mich ganz klar, daß der Doktor gestorben war, — und nun stand er, wie er leibte und lebte, nur mit dem eigenthümlich starren Ausdruck des Gesichts, hier

in meinem Zimmer, vor meinen Augen. Sollte ich nun wohl fragen:

„Doktor, bist Du todt oder lebendig? Bist Du's selbst oder Dein Geist?“

Und das langgedehnte, hohlklingende: „Was?“ aus dem Munde der Erscheinung hatte mich ganz außer Fassung gebracht, so daß ich nicht mehr zu Wort kommen konnte. Ich that nun denn auch, was in solchen Lagen das Klügste ist, — ich schwieg. Denn ich dachte mir: der Doktor oder sein Geist werde schon reden, wenn es ihn langweilen würde. Und während die Augen unbeweglich und starr auf mir ruhen blieben, die gelbe, weitvorspringende Nase sich aber zu verlängern schien, indem das blasse Gesicht mir stets näher rückte, wiederholte er zum dritten Male:

„Was? — Hast Du vernommen, daß ich gestorben sei?“

Ein bejahendes Nicken war meine Antwort.

„Und Du erkennst mich?“ fuhr die Gestalt in demselben Tone fort.

Ich nickte wieder.

„Und Du wirst sagen: es war kein Traum?“ kam es wieder von den leichenfahlen Lippen, die

der borstige Schnurrbart noch immer stachlicht beschattete.

„So viel ich weiß," erwiderte ich jetzt etwas gefaßter, „träume ich nicht, sondern wache, — denn ich sehe Dich deutlich, auch dort die Korrekturbogen auf dem Tische und höre von draußen das Mittagsgeläute."

Während ich redete, kam mir mit jedem Worte mehr die volle Fassung wieder. Die Scene hatte denn auch nichts von den überschwenglichen Schauern der Geistererscheinungen, wie man sie liest und hört, und die Gestalt, der Geist oder was es sein mochte, was da mit dem Aussehen und der Stimme des Doktors vor mir stand, sprach sich auch durchaus nicht in der schwungreichen, idealen Sprache aus, die man Geistern in den Mund zu legen pflegt. Die Sache hatte vielmehr einen ganz natürlichen Anschein, den nüchterner Wirklichkeit. Und als ich nur wieder einmal zur Macht des Wortes gelangt war, fand keine Furcht mehr in meinem Herzen statt. Selbst das Bischen Grauen, das ich empfand, wich einem eigenthümlichen, behaglich-zutraulichen Gefühl, das ganz mit den Empfindungen übereinstimmte, welche ich gegen den Doktor sonst gehegt. —

Indessen schien seine Gestalt jetzt einen Ausdruck der Befriedigung anzunehmen, indem sie sich stets näher an meine Seite hielt.

„Gut!“ sprach sie. „Beim letzten Klang der Glocken muß ich wieder fort. Hast Du keinen Wunsch, keine Frage an mich?“

„So sage mir doch,“ fing ich jetzt an, — „so sage mir doch, Doktor, was ist's mit Dir? Wie kannst Du gestorben, begraben sein und doch hier vor mir stehen?“

Es thut mir leid, die Neugierde der Leser auf die Beantwortung so bestimmter, an die Erscheinung gerichteter Fragen nicht in dem Grade lösen zu können, wie ich es selbst wünschte. Meinem Gedächtniß ist nur wenig geblieben; dunkel erinnere ich mich, daß die Gestalt des Doktors sich über mein Bett herneigte, mich mit den stieren, gläsernen Augen betrachtend, dann eine mysteriöse Geberde annahm, den Finger über den zahnlosen Mund an die gelbe, wächserne Nase legte und mit den Worten begann:

„Bst, Brüderle, das ist ein Geheimniß.“

Und dann trug er eine jener traumhaften, graulichen Erzählungen vor über sein Sterben und Begrabenwerden, wie er dann im Grabe wieder aus

einem dumpfen Schlaf erwacht sei und den Drang in sich fühlte, gegen mich sein Wort zu halten, — ganz in der Weise, wie ich ihn im Leben oft genug erzählen hörte. Es war, als wollte er mich überzeugen, daß er eben das Privilegium habe, todt und lebendig zu sein; und das Wunderliche dabei war, daß es gelang. Wußte ich ihn doch gestorben und dennoch stand er dorten deutlich vor mir, ein weißes Paket in der Hand, als habe er die Absicht, mir es zu reichen. Wollte ich mir die Erscheinung natürlich erklären, so konnte ich nur an einen aus dem Scheintod Erwachten, aus dem Grabe Zurückgekehrten denken. Freilich vermochte ich in jenem Momente nicht zur klaren Ueberzeugung über das Alles zu kommen, denn ich war in voller Empfindung meiner Krankheit. Das Fieber, der brennende Gaumen quälten mich dazwischen. Nur so viel war mir gewiß: die Gestalt des Doktors stand vor meinen Augen. Und fühlte ich mich überzeugt von seiner lösenden Ausführung dieses „Zwiespalts der Natur", so däuchte mir doch auch die noch im Tode wunderliche und mysteriöse Art, es zu thun, befremdend.

„Noch immer der alte Geheimnißkrämer, Erdschmiedl?" murmelte ich fragend vor mich hin. „Noch

im Tode Mystiker, noch als Geist ein unverbesserlicher Schwärmer!"

Er sah mich auf sonderbare Weise an. Und, wie schon gesagt, ganz ohne den poetischen Schwung, in welcher sich des Doktors Phantasie doch zu seinen Lebzeiten erging, fuhr er in der Unterhaltung fort, indem er sprach:

„Und Du der alte Glaskopf."

„Aber so sage mir doch klar und ohne Umschweife" — wandte ich mich jetzt an ihn — „wie ist es drunten?"

Mir schien, die Gestalt schüttle sich, wie vor Schauer. Ich aber fragte weiter:

„Verlohnt sich's, das Leben hinter sich zu werfen und den dunklen Pfad zu wandeln?"

Er antwortete erst nach einer Pause und dann mit dem lateinischen, bedeutungsvollen:

„Vive ut vivas!"

Als er das gesprochen, legte er das Paket auf den Tisch und ich glaubte die Worte zu hören:

„Das ist für Dich, wie Du es wünschtest! — Die Glocken verklingen, — ich muß fort von hier. Hast Du für jetzt keinen weitern Wunsch?"

„Nun, so sei so gut, lieber Doktor," sprach ich

im naivsten Ausdruck des heißesten Verlangens, das ich in meinem damaligen Zustande hegte, da mir der Durst den Gaumen versengte, — „sei so gut und sage im Hinausgehen Jemanden im Hause, man solle mir doch ein Glas Bier holen!"

Als ich das sagte, das weiß ich noch heute, war ich bei voller Besinnung. Die Gestalt des Doktors hatte ihre Haltung etwas geändert und schritt — ich sah sie ganz klar und deutlich — zur Thüre hin.

Noch ein Blick — und die Erscheinung war dahin. — —

Erschöpft sank ich in's Kissen zurück und verhielt mich in dieser Lage nothgedrungen ruhig, bis mich eine Hand leise an der Schulter streifte und eine weibliche Stimme fragte:

„Was wünschen Sie denn?"

Es war die Tante des Hauses, eines jener Wesen, die gewohnt sind, alle Geduld und Pflege an Kranke und Hilfsbedürftige zu wenden, deren es im Hause genug gab. Ich sprach meinen Wunsch nach Bier so dringend, so flehend aus, daß sie nicht widerstehen konnte, wobei sie noch der Glauben leiten mochte, daß wenn von Kranken etwas besonders eindringlich verlangt werde, die Stimme der Natur sich

dadurch vernehmbar mache, der man nicht widerstreben dürfe.

Nach Kurzem trank ich Seligkeit aus einem Bierkrug, stellte diesen wieder unter den Tisch — und schlief in Gottes Namen ein. —

Achtes Capitel.

Ungelöste Räthsel.

Ich muß lange, sehr lange geschlafen haben. Als ich erwachte, athmete mich ein wundervolles Wohlbehagen an, Gesundheit und Leben hauchten mir ihren Balsam in's Antlitz, — ich hätte mögen aus dem Bette springen und davon laufen in die freie Welt. Aber ich merkte, daß man mich an der Hand hielt. Es war der Arzt, der mir nach dem Pulse fühlte.

„Nun, wie befinden Sie sich?"

„Oh, herrlich! Ich bin ganz gesund!" war meine Antwort.

„Sehen Sie," sagte der Arzt mit väterlicher Miene, — „wenn man Diät hält. Es war gut, daß Sie meinem Rathe folgten und das Bier ließen!"

Ich lächelte und konnte nicht unterlassen, unter

den Tisch zu blicken. Der Arzt folgte meinen Augen und sah den Bierkrug. Fast erröthete der gute Mann, als er dann sagte:

„Sie haben es also doch nicht lassen können?"

„Nun, Herr Doktor," gestand ich jetzt, „es hat mir vortrefflich geschmeckt, es hat mir gar wohl gethan."

Der Arzt schwieg auf einen Augenblick und sagte dann, als er mich wieder verließ:

„Trinken Sie für künftig täglich doch lieber nur eine Halbe." —

Das Bewußtsein der wiedererlangten Gesundheit war mir eine ungemein süße Empfindung, der ich mich denn auch in einer Menge von Hoffnungen und Planen für das Leben hingab.

Da fiel mir nun auf dem Tische ein weißes Packet auf, dessen Adresse an mich gerichtet war. Und zwar war diese Adresse geschrieben von des Doktors, des todten „Erdschmiedl's" Hand.

Natürlich tauchte jetzt der ganze Vorgang, den ich im vorigen Capitel zu beschreiben versucht, in meiner Errinnerung auf. All mein Denken und Sinnen richtete sich jetzt wieder zurück auf den seltsamen Besuch. Der lange Genesungsschlummer, in

dem ich gelegen, und das darauf folgende Gespräch mit dem Arzte hatte die Erinnerung daran nicht aufkommen lassen. Jetzt aber, wo ich mir die Erscheinung und jedes der gesprochenen Worte in's Gedächtniß zurückrufen konnte, trat mir das Erlebniß wieder lebhaft vor Augen. Ich rang, während ich das Paket in der Hand hielt und die Schriftzüge des Doktors betrachtete, nach irgend einer Aufklärung, ohne sie finden zu können. Ja, wollte ich auch meiner bessern Ueberzeugung zum Trotz blos annehmen, die Fieberphantasie hätte mir die Gestalt des Doktors vorgespiegelt, wollte ich einen besonders lebhaften Traum gelten lassen: wie kam das Paket mit meiner Adresse von des Doktors Hand daher?

Das Erlebniß erschien mir jetzt, wo ich mich im vollen Bewußtsein seiner erinnerte, viel wunderbarer und auffallender als im Augenblicke seines Eintritts und während seiner Dauer. Sollte denn der Doktor dennoch Recht gehabt haben mit seinem Glauben an den Verkehr zwischen dem Dießseits und Jenseits, — sollte er als Abgeschiedener die Macht gehaben haben, mir die Richtigkeit seiner Geistertheorie durch ein auffallendes Exempel zu erhärten?

Ich hoffte einige Aufklärung des wunderbaren

Räthsels zu finden, indem ich nicht ohne große innere Aufregung und mit bebender Hand die Siegel des Pakets löste. Es befand sich, wie ich erwartet hatte, ein Buch darin, eine gedruckte Sammlung von Gedichten meines verstorbenen Freundes, die ich mir oft von ihm erbeten hatte, aber vor seinem Hinscheiden nicht erlangen konnte. Ich schlug das Buch auf, — da stand auf der ersten Seite von des Doktors Hand:

„Zur Erinnerung! München, im Jahre der Cholera!"

Darunter das Motto:

„Vive ut vivas!"

Ich erinnerte mich, daß seine Erscheinung mir beim Scheiden denselben Spruch zugerufen hatte. Daß ich eine Beute der seltsamsten und verschiedensten Empfindungen war, läßt sich leicht denken. Das Buch wich indeß, so lange ich das Bett hüten mußte, nicht mehr von meiner Seite, — ich versenkte mich in seinen Inhalt und thue es oft heute noch, da es als eine theure Reliquie in meiner Bibliothek geblieben.

Damals aber erfüllte die Erinnerung an das Erlebniß und dessen Unbegreiflichkeit meine ganze Seele. So sehr sich auch mein Verstand dagegen sträubte, ich mußte zugeben, daß hier ein auffallendes Beispiel für

das vielbelächelte „Hereinragen der Geisterwelt" deutlich genug spräche.

Daß ich es nicht versäumt hatte, mich auch im Hause zu erkundigen, ob sonst Niemand etwas von dem geisterhaften Besuche bemerkt, läßt sich denken. Die bereits erwähnte, sorgsame und aufopfernde Tante, welche die Krankenpflege im Hause übte, sagte mir denn auch, daß sie an jenem Tage um die Mittagszeit einem Herrn, der mich besuchen wollte, die Thüre geöffnet habe.

„Ich hörte Sie darauf längere Zeit in Ihrem Zimmer miteinander sprechen!" sagte die Gute ganz unbefangen. „Als er wieder fortging, gab er mir in die Küche hinein Ihren Wunsch zu erkennen. Uebrigens wissen Sie das Alles auch, — warum fragen Sie denn?"

„Und wie sah er denn aus?" war meine ausweichende, fragende Antwort.

„So viel ich in der Eile bemerken konnte, war es ein kleiner Herr mit bleichem Gesichte, schwarzem Barte und etwas auffallend langer Nase."

„Schon gut," sagte ich erschüttert. „Er ist es schon!" setzte ich für mich hinzu. — —

Ich fühlte mich kaum so kräftig, daß ich wieder

ausgehen konnte, als ich auch beschloß, meinen ersten Gang der Erklärung des seltsamen, mich mit quälenden Gedanken und Zweifeln erfüllenden Ereignisses zu widmen. In meiner Stimmung vermied ich absichtlich jeden Besuch bei Bekannten — und wandte meinen Fuß dem Südende der Stadt, dem Friedhofe zu, in dessen Nähe der Doktor gewohnt hatte.

Ich muß gestehen, daß jetzt wirklich die Hoffnung in mir keimte, der Freund möchte entweder gar nicht gestorben sein, oder er sei vielleicht vom Scheintod erstanden, wie es ja zur Cholerazeit einigemal vorgekommen sein soll, daß Leute, die schon halb erstarrt waren, durch nervenreizende Mittel wieder zum vollen Leben zurückgerufen wurden.

Als ich nun durch das Gäßchen kam, durch welches die wohlbekannten schwarzbehangenen Wagen aus den verschiedenen Vierteln der Stadt kommend, einer hinter dem andern zum gastlichen Friedhofe einlenkten, wo all' diese stillen Passagiere treue Herberge finden sollten, — da fand ich das Haus, in welchem der Doktor gewohnt, verschlossen. Eine Nachbarsfrau gab mir den Aufschluß, „die Leute seien fort auf's Land gezogen,“ — und auf meine Frage nach dem „Zimmerherrn,“ dem Doktor, der hier gewohnt,

meinte die Frau, indem sie nach dem nahen Kirchhof deutete:

„Der hat da drüben eingemiethet, wie viele andere Leute auch. Er hatte ja nicht weit beim Umzug."

Da richtete ich denn meine Schritte geradezu nach dem Friedhofe. Man weiß noch, wie viel Gräber damals täglich dort gähnten und derer harrten, die sie einschließen sollten. Der neue Gottesacker, welcher in jenem Jahre erst eingesegnet worden war, zeigte sich jetzt schon ganz angefüllt mit den kleinen Hügeln, von welchen jeder eine zertrümmerte Menschenwelt verschließt.

Ich suchte nur nach einem Grabe, — lange. Endlich las ich den Namen und Sterbetag meines lieben Freundes, unsers „Erdschmiedl's," von einem schwarzen hölzernen Kreuze, das einen der Hügel krönte. Daß er gestorben und begraben war, darüber konnte mir jetzt kein Zweifel mehr auftauchen. Aber damit war die Lösung des Räthsels, das meine Seele peinigte, nicht gefunden, und in die schmerzlichen Empfindungen, welche ich über der Gruft seines Leibes zubrachte, mischten sich immer wieder die Erinnerungen an das seltsame Erlebniß jener Erscheinung.

Indeß beschloß ich bei mir, die Sache ferner als mein Geheimniß zu bewahren und mit Niemanden weiter darüber zu sprechen. Denn ich wollte mich weder Zweifeln noch wohlfeilen Scherzen aussetzen. Sträubte sich doch noch immer mein eigener Verstand gegen die Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit der Erscheinung, und sprach ich mir in solchen Momenten doch immer selbst wieder vor:

„Es war nur ein lebhafter Traum, eine Schöpfung deiner Fieberphantasie! — Aber das Paket? Nun das kann nach des Doktors Tod Jemand gebracht haben, da ja meine Adresse genau darauf stand. Und der kleine Herr mit dem bleichen Gesichte und der stattlichen Nase, den die gute Tante zum Besuch bei dir eintreten sah? Ei, —“ so überredete ich mich selbst in solchen Augenblicken, — „das wird eben irgend Jemand gewesen sein, — es gibt ja noch mehr kleine Herren und große Nasen in der Welt.“ —

Als ich wieder das Caffehaus betrat, wo sonst unser gewohnter Aufenthalt war, fand ich noch keinen meiner Freunde von der Flucht vor der Cholera zurückgekehrt. Auch sonst fehlten viele der gewohnten Gäste, es lag eine trübe drückende Luft über dem da-

maligen Caffehausleben. Auch das blonde Babettl, die Kellnerin, suchte ich vergebens. — An ihrer Stelle bediente ein langes brünettes Frauenzimmer die wenigen Gäste. Den Hausherrn, der zu mir getreten war und mit dem ich über die Verheerungen der Cholera sprach, hatte ich gefragt, ob denn auch das „Babettl gestorben sei.

„Nein," sagte er. „Fort hat sie mir müssen aus dem Hause. Die Gans braucht mein Haus durch dummes Gerede in so schweren Zeiten nicht noch in Verruf zu bringen!"

„Nun? Was that sie denn so Schlimmes?"

„Ei, man denke sich die Dummheit! Behauptet die Gans steif und fest, der Doktor, der schon acht Tage im Grabe gelegen, sei in der Dämmerung Abends dort in der Ecke gesessen und hätte seinen Caffe wie sonst getrunken. Bloß weil der Doktor damals den Scherz gemacht hat — er werde noch in's Caffeehaus gehen, wenn er einmal gestorben sei — bildet sich die Gans solche Tollheiten ein und schwätzt sie noch aus. Da hat sie mir fortgemußt."

Nicht ohne Ueberraschung und Verblüffung stellte ich mich an's Fenster und sah schweigend auf die Straße hinab. Es war schon in der Dämmerung.

Und wäre ich nicht so erfüllt von dem Gedanken an den Doktor gewesen, daß ich sein Bild mir leicht vor die Augen phantasiren konnte, so würde ich darauf geschworen haben, daß mich sein Auge wieder angestiert habe aus der Mitte derer, die dort unten vorüberkamen. Doch, es war wohl nur eine Täuschung. Wer aber sollte mir die Räthsel lösen, die mir nun einmal aufgegeben waren?

Neuntes Capitel.

In der Sylvesternacht. — Er kündigt sich an.

Es war stürmisches, trübes Wetter.

Der Sturm heulte in den Straßen und rüttelte an den Giebeln und Fenstern der Häuser. Der Wind peitsche die Schneeflocken an die Scheiben und jagte sie wüthend um die Straßenecke, welche unser Caffeehaus bildete. Und warf man einen Blick in die breite Gasse, die sich von den hohen alterthümlichen Profan- und Kirchenbauten umschlossen bis zum * — — Thore in ihrer ganzen Länge und Breite öffnet, so sah man das Licht in den Gaslaternen unruhig hin und herflackern und die fallenden und treibenden Flocken beleuchten.

Da und dort huschte nun ein in Mantel und

Paletot steckendes Menschenkind aus dem Dunkel der Straßen gegen das Caffehaus und tauchte wieder oben im gemüthlichen Familienstübchen auf, das hinter dem Billard- und Caffezimmer in friedlicher Abgeschlossenheit gelegen, schwer Jemand anders einließ, als die Mitglieder unsers Klubbes.

Einer um den andern trat ein, spritzte den beschneiten Hut ab, hing den Paletot an den Nagel und machte sich's bequem. Die braune Fanny, welche schon den vorhergehenden Winter als Kellnerin im Hause gewesen, war es jetzt seit acht Tagen wieder. Es war ein ebenso fleißiges und braves, als gewandtes und nicht ungebildetes Mädchen, welches sich denn auch im Hause mehr als Verwandte denn als Dienende fühlen durfte. Sie vor Allen begrüßte jeden Eintretenden mit fröhlichem Zuruf, sprang ab und zu, um uns das Nöthige und Verlangte zu beschaffen und trug durch ihr frisches, freundliches Wesen nicht wenig zur Erhöhung der Gemüthlichkeit dieser abendlichen Sitzungen bei. Von ihr wurden die untergeordneten Küchengeister in Bewegung gesetzt, daß sie die Pfannen brodeln ließen und über die Gasse nach Bier sprangen, da unser Caffehaus sonst bloß duftigen Mocca schenkte.

Da waren wir nun Alle wieder: der gemüthliche

Franz und der lustige Franz (wir hatten nämlich zwei Franze) dann der bleiche Julius, der beobachtende Georg und „meine Wenigkeit.“ Auch der glänzende Woldemar trat jetzt ein, warf den Mantel auf die Bank, stellte den Säbel an die Wand, strich sich den Bart und lachte zwischen seinen leuchtenden Epauletten gar fröhlich hervor:

„Grüß' Euch der liebe Gott beisammen, Herzbrüder! Gustel rück' — Julius mach' ein bischen Platz! Unsereiner gehört doch auch an den Tisch. Wollt' Ihr mich denn ganz verstoßen!“

Und wir rückten und machten unserm armen Verstoßenen Platz, neckten ihn mit Fragen, wo er denn wieder gesteckt habe, daß er so spät komme; und der gemüthliche Franz machte ein pfiffiges Gesicht, und der lustige Franz improvisirte eine sathrische Strophe, deren Held unser glänzender Woldemar war.

„Ach, was!“ hielt der entgegen. „Seid Ihr denn selbst heute am Sylvesterabend solche Kindsköpfe, wo der Mensch sich sammeln soll, um den Uebergang vom alten in's neue Jahr würdig zu begehen! Ich war eben daheim, um mich würdig zu dieser Begehung vorzubereiten.“

Mit komischem Ernst und ohne das Schmunzeln

unterdrücken zu können, hielt uns Woldemar diese Predigt.

„Ja, ja, ohne Scherz dürfen wir heute etwas ernster als sonst sein,“ fiel jetzt Georg in seiner bestimmten Weise ein. „Bedenkt, welches Jahr wir hinter uns haben! Wir haben alle Ursache, heute einen Blick auf das vergangene Jahr zu werfen und ein Fragezeichen vor das zukünftige zu setzen. Bedenkt, voriges Jahr in dieser Nacht saß das Erdschmiedl, der Bruder Faun, unser Doktor noch hier bei uns, — und wo ist er jetzt? Und wo sind so viele andere, die wir gekannt und die in diesem Jahre in das unbekannte Land gezogen sind, von wo noch Keiner zurückgekehrt ist!“

„Noch Keiner?“

„Noch Keiner kehrte aus dem „unbekannten Land“ zurück?“ fragte ich nochmals mit dem Ausdruck des Zweifels, aber so leise vor mich selbst hin, daß ich hoffen durfte, die Worte seien überhört worden. Denn mir wäre es keineswegs lieb gewesen, in der Erinnerung an meine Erfahrungen, die ich bis jetzt verschwiegen, von Jemanden überrascht zu werden.

Aber meine Frage war keineswegs überhört wor-

den, wenn auch der Sturm draußen heulte und am Fenster rüttelte, an welchem ich zunächst saß.

„Ich glaube gar, Du bist vom Doktor angesteckt worden," sagte jetzt einer der Freunde zu mir. „Ich höre Dich öfter Aeußerungen machen, die mir beweisen könnten, daß der Doktor aus Dir einen Proselyten seiner Gespensterlehre gemacht hat."

Mir lag daran, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und so wandte ich mich an meinen Nachbaar:

„Nun, Du, wann und wo läßt Du denn Deine Cholera-Lieder drucken?"

„Ja, das hat noch gute Wege."

„Es ist wirklich Schade, daß sie nicht schon zur Zeit, wo die Seuche wüthete, in recht vielen Exemplaren vorhanden waren," meinte der lustige Franz. „Sie hätten als wirksamstes Mittel gegen die Cholera dienen können. Denn diese wäre sicher gewichen, wo sich die Gedichte gefunden."

„Höre Du," fuhr jetzt der Choleradichter auf, „Dein Witz ist weder fein noch treffend. Denn unser Doktor hatte zur Zeit seines Todes eine Abschrift des ganzen Cyklus."

„Ah, so, dann ist's anders! Dann starb der

Doktor gewiß nur an Deinen Gedichten," witzelte der Andere fort, so daß ich bat, Scherze über eine so ernste Sache, wie den Tod eines Freundes, zu lassen.

Fast etwas herb setzte ich hinzu:

„Als andere Helden davonliefen, haben wir der Schrecklichen getrotzt. Ich habe mich durchgerungen — er unterlag."

„Ja, leider!" nickte mir Georg zu. „Ich faß' es nicht, daß der Doktor schon todt sein soll. — Es steht mir noch lebhaft vor Augen, wie er heut vor einem Jahr dort mit seiner gewohnten Miene herein-trat, um mit einigen Gläsern Punsch im Kopfe heim-zukehren und von seinem Fenster aus die Vision von dem langen Leichenzug in der Neujahrsnacht zu haben."

„Und hat sich dieses Jahr seine Sehergabe nicht bewährt? Ich dächte — fürchterlich genug!" erwiederte ich.

Mit einem raschen Aufwerfen des Kopfes und der Hand entgegnete Georg:

„Ja, durch einen jener Zufälle, die manchmal dem Aberglauben zu Hülfe kommen. Bedenke jedoch, daß er uns von jener Neujahrsnacht-Vision erzählte, als die Cholera schon ausgebrochen war. Wir kannten ja den Doktor."

„Willst Du zu verstehen geben, er hätte uns etwas vorgelogen?“

„Das nicht, — er log ja nie mit Absicht. Aber seine lebhafte Phantasie hat vielleicht ihm und uns einen Streich gespielt, und er glaubte später selbst, er habe schon in der Neujahrsnacht gesehen, was seine Phantasie erst aus den Erscheinungen schuf, welche das Auftreten der Seuche begleiteten. Hat er uns nicht oft genug gesagt, er wolle noch aus dem Grabe zu uns in's Caffehaus kommen? Und in der letzten Zeit seines Lebens, wo er uns öfter seinen Tod prophezeite, äußerte er ausdrücklich: in der Sylvesternacht würde er wiederkommen. Nun — und wo ist er? Armer Doktor!“

Ein Windstoß rüttelte in diesem Augenblick heftig am Fenster, so daß Freund Georg, der so ungläubig und nüchtern sprach, fast erschrocken zusammenfuhr. Aber dann setzte er wieder gelassen hinzu:

„Es war eine Selbsttäuschung, in der sich der phantastische Sinn des Doktors gefiel. Aus dem Grabe kehrt Keiner wieder, auch unser wunderlicher Doktor nicht. — Oder doch?“

Wieder, als ob zur Antwort, ein heftiger Stoß am Fenster. Der Wind heulte draußen gräulich.

Manchmal drang ein Ton durch, der unheimlich — wie Gestöhne — klang.

„Um Gotteswillen, mich schaudert's!" sagte jetzt aufstehend die Frau des Hauses, welche mit am Tische gesessen. „Ich will für ferneren Punsch sorgen. — Bei diesen Gesprächen und diesem Wetter könnte mich die Furcht aufzehren."

Sie ging in die Küche, wo die freundliche Fanny ebenfalls verweilte, während draußen ein Wetter herrschte, das gerade im Kontrast mit unserm traulichen Beisammensitzen in warmer Stube zu Gesprächen einlud, wie sie bei uns in Gang kamen. Es stob und schnob draußen, — in der Empfindung anheimelnden Schauers konnten wir uns dabei nur um so behaglicher fühlen.

Meine Behaglichkeit nur war keine vollkommene. Ich zwang mich, ruhig anzuhören, aber meine Miene mochte nur um so deutlicher sprechen, so daß Georg sich jetzt direkt an mich wandte:

„Oder bist Du anderer Ansicht?"

„Ich möchte nicht so bestimmt die Möglichkeit absprechen, daß Abgeschiedene in unmittelbaren und sichtbaren Verkehr mit uns treten können."

„Ah, da bekennt er sich jetzt offen als Geister-

seher!" riefen mehrere zugleich, und ich hätte mich rechtfertigen müssen, wenn mir nicht der Herr des Hauses zu Hülfe gekommen wäre mit der Zwischenrede:

„Man sollte allerdings meinen, der Doktor hätte Wort gehalten."

„Wie so?" fragten Alle.

„Nun, ich darf vor meinen Frauenzimmern nicht davon reden, bitte es auch „unter uns" zu behalten." Damit streckte er den Kopf vor und flüsterte leise: obgleich außer uns Niemand im Zimmer war: „Gleich nach dem Tode des Doktors, wenige Tage später, will eine Kellnerin den Doktor draußen in der Ecke des Billardzimmers gesehen haben. Sie mußte mir deswegen fort. Da kommt nun die Fanny wieder in's Haus, eine brave Person, die nichts davon weiß, daß der Doktor gestorben ist, den sie von früher, wo sie schon bei uns im Hause war, kannte. Gestern kommt sie herein und fragt mich: „Sie, Herr, was ist denn das mit dem Doktor, daß der immer so allein draußen in der dunkeln Ecke sitzt? Gehört er denn nicht mehr zur Gesellschaft?" — Wo, wann? frag' ich. — „Nun, er kam, seit ich wieder da bin, schon dreimal in der Dämmerzeit zwischen Tag und Licht, bleibt nicht lang, sieht mich auch so fremd an,

wenn ich freundlich mit ihm spreche, — was mag ihm denn widerfahren sein?“ Ich konnte doch nicht sagen: Er ist eben inzwischen gestorben! Es ist nur sein Gespenst! Das ging doch nicht. Und so sag' ich denn: Weißt Fanny, die Herren von der Gesellschaft und der Doktor gehen jetzt verschiedene Wege! — Innerlich hat mir's aber gegraust und ich nahm mir vor, heute Abend einmal zu sehen, ob der Doktor wieder erscheine, — kam jedoch, weil ich grade um diese Zeit Geschäfte in der Stadt hatte, nicht dazu!“ —

Wir hörten natürlich aufmerksam zu. Die meisten lachten. Indessen trat Fanny mit dem Punschnapf herzu.

„Nun, was macht denn der Doktor? War er heute wieder da?“ fragten Mehrere zugleich.

„Ja freilich,“ erwiederte sie. „Um etwas zu ihm zu reden, weil er immer so allein und still dasitzt, fragte ich ihn, ob er denn heute zur Sylvesternacht nicht zur Gesellschaft kommen wolle, wo die Herren alle da seien. Ich nannte Ihre Namen.“

„Und was sagte er darauf?“

„Ich komme!“ sagte er, — sonst nichts.“

„Sonst nichts!“ wiederholte ich bei mir.

„Er kommt! Nun, das möcht' ich doch sehen," sprach einer und der Andere, zwar lachend, sichtlich jedoch nicht ohne inneres Grauen.

Georg aber sagte zu Fanny, mit der Thür in's Haus fallend:

„Weißt Du denn nicht, daß der Doktor gestorben ist?"

Das Mädchen starrte einen Augenblick lang den Sprecher an und wurde dann leichenbleich.

„Erschrecken Sie mich doch nicht so, das kann ja nicht sein," sagte sie, indem sie wieder in die Küche ging, um ihren Schreck zu verbergen.

Wir sahen uns gegenseitig an. Mir aber schien jetzt die Zeit gekommen, wo ich mich eines drückenden Geheimnisses entladen konnte, denn obgleich die Zeit darüber hingegangen war, stand die Erinnerung an die Erscheinung des verstorbenen Freundes noch lebhaft vor meiner Seele. Ich erzählte jenes seltsame Erlebniß während meiner Krankheit, berichtete die Zurücklassung des Buches und forderte eine Erklärung der Erscheinung.

„Das ist denn doch wunderlich!" hieß es jetzt im Kreise.

Man lachte nicht mehr spöttisch, sondern mehr um die Verlegenheit zu verbergen.

„Wenn der Doktor so Wort zu halten weiß, so kommt er wohl wirklich heute noch," meinte Woldemar. „In der rechten Geisterstimmung wären wir jetzt, und das rechte Wetter fehlt auch nicht. So in Gesellschaft eine Geistererscheinung zu erleben muß ja recht interessant sein."

In diesem Augenblick ging draußen die Thür auf und einer der Küchengeister, welcher zum nächsten Bräuhause über die Straße nach Bier geschickt war, kam herein und sagte, daß ihr unten vor der Hausthüre ein Herr begegnet sei, der sie gefragt, ob die Gesellschaft zu treffen sei, zu der sonst der Doktor *—— (sie nannte des Doktors Familiennamen) gehört habe. Als sie's bejaht, habe der Fremde gesagt, er wolle sich nur noch wo anders umsehen, dann komme er herauf, um die Sylvesternacht hier zuzubringen.

„Und wie sah denn dieser Herr aus?" fragte der Hausherr etwas unwirsch, da es ihm durchaus nicht lieb war, wenn sich unser Kreis vermehrte und ein Fremder sich eindrängte.

„So viel ich in der Nacht und vor dem Wetter

sehen konnte," antwortete die Magd," es war ein kleiner, ältlicher Herr mit schwarzem Bart und langer Nase — —"

„Er ist's schon!" sagte der lustige Franz, aber nicht sehr lustig. „Er kommt schon —"

Wir sahen wieder einander an und schüttelten die Köpfe. Einige schlechte Witze wollten nicht verfangen.

„Nun, da bin ich denn doch recht begierig," sagte Einer und der Andere.

Draußen heulte der Nachtsturm und trieb klatschend die Flocken gegen das Fenster. Von den nahen Frauenthürmen schlug ernst und feierlich — nicht die Geisterstunde — sondern erst die neunte Abendstunde. Aber wir Alle empfanden, und Einige sagten es auch, es sei eine rechte Geisternacht, wie denn die Sylvesternacht ohnehin im Volksglauben und in der Sage eine große Rolle spielt und als eine der 12 Nächte und als Mutter Mitternacht vorzüglich den Geistern geweiht ist. Manchmal fiel auch ein Blick nach der Thüre, — wir wollen zugestehen, vielleicht mehr neugierig als grauend. — In erwartungsvoller Spannung sprachen wir immer wieder von dem Doktor,

dessen Geist jeden Augenblick zur Thür hereintreten konnte.

Da läutete draußen die Hausglocke heftig. Einer aus unserm Kreise — ich will ihn nicht näher bezeichnen — fuhr erbleichend zusammen. — Ein starker Windstoß erschütterte das Haus, daß das Fenster klirrte. Fanny, der Gewohnheit folgend, sprang aus der Küche hinaus, zu öffnen.

Man mußte von draußen zuerst durch das lange Billardzimmer, dann durch ein zweites Zimmer, die beide dunkel waren, um in's Stübchen zu gelangen, wo wir unsere Sitzungen hielten. Jetzt ertönte ein dumpfer Schritt im Gange. Dann ließ er sich deutlich — trapp, trapp, trapp, trapp — im Billardzimmer hören. Und jetzt klang er leiser draußen im Vorzimmer.

Aller Augen waren — mögen die Gefühle nun mehr Schauer oder Neugierde zur Grundlage gehabt haben — starr nach dem Eingange zu unserm Familienstübchen gerichtet, das nicht durch eine förmliche Thüre geschlossen war. Noch einige leise geisterhafte Schritte, — — jetzt mußte er vor unsern Blicken erscheinen.

Zehntes Capitel.

Der unheimliche Gast.

Vielleicht hat der freundliche Leser eine richtige Vorstellung davon, mit welcher Spannung und schauernden Neugierde der Eintritt Dessen erwartet wurde, der unter so wunderlichen Umständen uns seinen Besuch zugedacht hatte; vielleicht theilt er sogar diese Neugierde. Nun ist es aber fast eine gefährliche Sache, die Ungeduld des Lesers allzu straff zu spannen. Daß sie bei Manchem groß genug ist, zeigten uns bei dem ersten allmäligen Abdruck unserer Geschichte in einem täglich erscheinenden Feuilleton die häufigen Anfragen: ob denn dieser merkwürdige Doktor wirklich existirt habe. Ebenso fragten jene, welche ihn gekannt und alsbald aus unserer Schilderung erkannt hatten: ob er denn wirklich nach seinem Tode noch in der Welt herumspaziert sei und ob er jetzt unserm Klubbe dort im Familienstübchen des Caffehauses seinen Besuch in der Sylvesternacht abgestattet habe. Auf alle diese Anfragen hatte ich dieselbe Antwort, wie heute: ich erzählte weiter.

Es ist bereits berichtet, wie der Sturm in jener Sylvesternacht an Giebeln und Fenstern rüttelte,

während wir von dem gestorbenen Freunde und seinen gespenstigen Schrullen sprachen, — wie dann plötzlich draußen die Hausglocke geläutet und die Schritte im Gange hörbar wurden, dann im leeren dunkeln Billardzimmer erklangen, immer näher und immer näher kamen, wie sie sich im Vorzimmer vernehmbar machten und, während der Sturm die feuchten Flocken wider die Fensterscheiben jagte, in leisem tripp trapp, tripp trapp unserm Stübchen nahten, wo wir so gemüthlich gesessen waren.

Die Hausfrau, welche eben von der Küche hereingekommen war, unsere erwartungsvollen Blicke sah und die nahenden Schritte hörte, stand bleich und fast starr vor Schrecken, um ihre Augen den unsrigen folgen zu lassen. Und als ich zufällig oder mit Absicht in diesem Augenblicke meine Hand einem meiner Nachbarn über den Kopf hinstreifte, fühlte ich dessen Haare sich sträuben und so energisch zu Berge stehen, daß sie auch ein größerer Sturm, als der draußen, nicht niederzulegen vermocht hätte und daß sie zweifelsohne den schwersten Cylinder auf dem Schädel gelüpft und zum Wanken gebracht haben würden.

Es ist jedenfalls begreiflich, daß man nicht ohne grauliche Spannung und Erwartung diese Schritte

jetzt unmittelbar vor unserm Gemache vernahm. Selbst der Hausherr blieb auf seinem Stuhle in unserm Kreise sitzen und schien keine Lust zu haben, dem Ankommenden entgegenzugehen.

Jetzt mußte dieser eintreten.

Und da stand er auch vor uns.

„Wer?" höre ich hunderte meiner Leser ungeduldig fragen, um so mehr, wenn sie nicht zu den Gespenstergläubigen gehören.

Nun, — es stand vor uns ein kleiner Mann, mit bleichem Gesichte, schwarzem Barte und langer auffallender Nase. Die Gestalt war in einen Paletot gehüllt, wie ihn der Doktor im Leben getragen, — der beschneite Hut war tief in's Gesicht gedrückt. Sein Träger nahm ihn herunter, spritzte ihn ab, wie es der Doktor zu thun pflegte, blinzelte aus kleinen feurigen Augen ganz nach des Doktors Art durch die angelaufene Brille, wischte diese ab, und sprach dann mit tiefer Stimme, — des Doktors Stimme:

„Guten Abend, meine Herren! Ich störe doch nicht!"

Eine Pause erfolgte, Todtenstille herrschte im Stübchen. Endlich unterbrach sie der Hausherr mit einem zögernden:

„Bitte recht sehr!"

„Ich hörte, daß Gesellschaft hier oben sei," sagte jetzt wieder die Gestalt. „Sie erlauben, daß ich hier den Sylvesterabend verweile."

Stillschweigend erlaubten wir es, und der Besuch machte davon Gebrauch, indem er sich auf einen leeren Stuhl hinsetzte und seine Cigarre hervorzog.

Daß die Befangenheit in unserm Kreise durch das zutrauliche Wesen des nächtlichen Gastes nicht eben so leicht verscheucht wurde, wird man erklärlich finden. Wir saßen geraume Zeit völlig stumm, während die Frauenzimmer mit scheuen Blicken nach der Gestalt hinsahen, die sich in unsern Kreis gedrängt hatte und nun wie ein Schatten mitten unter uns saß.

Die Hausfrau stellte uns mit zitternden Händen die gefüllten Punschgläser hin. Der nächtliche Gast warf ihr einen stummen Blick zu, als ob er fragen wollte, warum man ihn vergessen, — und auch ihm ward ein Punschglas zugeschoben. Jeder von uns hatte aber mittlerweile, während wir abwechselnd den bleichen nächtlichen Gast und dann uns gegenseitig anschauten, sich selbst im Stillen die Frage gestellt:

„Ist er's oder ist er's nicht?"

Und wohl Jeder war zu der Antwort auf die eigene Frage gekommen:

„Er ist es nicht! Er kann es nicht sein! Wie einfältig wäre es doch, zu erwarten, daß Geister gleich einer ganzen Gesellschaft ihren Besuch abstatten würden. Aber — wer ist es dann, wenn er's nicht ist?"

Es war sein bleiches Gesicht, seine große hervorspringende Nase, — es waren seine dunkelblitzenden kleinen Augen. Es war seine Gestalt, ja sein Gewand, sein dunkelbrauner Rock. Wir konnten dies Alles genau genug sehen, während er selbst seine kleinen stechenden Augen durch die Brillengläser unruhig hin- und herschweifen oder auf uns haften ließ und einen um den andern schärfer in's Auge zu fassen schien. Heimlich war die Situation nicht. Denn unser „Er" konnte es doch nicht sein. Daß der nächtliche Gast ganz behaglich aus seinem Punschglase schlürfte, widerstrebte dem Begriffe einer geisterhaften Erscheinung. Denn keiner von uns hatte noch gehört, daß Abgeschiedene bei ihrem Verkehr mit der Oberwelt Cigarren rauchten, daß Gespenster Punsch tränken, wie es die Gestalt that, die dorten uns unser todtes Erdschmiedl vor die Augen zauberte.

„Aber was war nun dieser nächtliche Gast? Wer war es?“

Auf diese Frage wußte Keiner Bescheid, und das Räthsel war noch lange nicht gelöst, wenn wir annahmen, er sei nicht der, den wir erwarteten. Denn so Vieles an ihm sprach wieder für den Doktor, so daß die Frauenzimmer offenbar, nach ihren scheuen Blicken zu schließen, in dieser Gestalt noch immer diesen erkennen wollten.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ fing jetzt der nächtliche Gast wieder an, — „ich fürchte wirklich gestört zu haben. Ihr Gespräch scheint unterbrochen zu sein. Fahren Sie doch gerade da fort, wo Sie geendet haben.“

Einer mußte doch etwas sagen und so sprach ich denn:

„Wir führten ein eigenthümliches Gespräch und ergingen uns, wie natürlich am Sylvesterabende, in Betrachtungen über das verflossene Jahr und die Freunde, die es uns geraubt. Wir sprachen besonders von Einem —,“ fuhr ich zögernd fort, — von dem man behaupten will, daß er aus dem Tode — — —“

„Wieder zurückgekehrt sei, wollen Sie wohl sagen," fiel der nächtliche Gast ein. „Ja, das soll während der Cholera nicht so selten vorgekommen sein. Ich könnte Ihnen, wenn es Ihnen Vergnügen machen würde, einen merkwürdigen Fall erzählen, den ich an mir selbst erlebt. Ich habe alle Schauer und Schrecken des Todes und Begrabenseins empfunden."

Bei dieser seltsamen Eröffnung, daß unserm unheimlichen Gaste Tod und Begrabenwerden selbsterlebte Dinge wären, mußte unsere Verblüffung doch eine besonders starke werden, während der nächtliche Besuch unbefangen, ja wie mir schien mit einem lächelnden Zug um den zahnlosen Mund, fortfuhr:

„Ja, es war eine schauderhafte, entsetzliche Empfindung, eine gräßliche Geschichte, sage ich Ihnen, — so leblos im Sarg zu liegen und in's Grab gesenkt zu werden."

Das war nun nicht gerade geeignet, um uns Klarheit über den nächtlichen Gast zu bringen, der dort zwischen uns saß mit allem Behagen eines Wesens, das sich um die Empfindungen anderer Anwesenden nicht sehr viel zu kümmern beabsichtigte. Der Sturm draußen hatte noch nichts von seiner Stärke verloren; prasselnd schlug der mit Schnee ge-

mischte Regen wider das Fenster, und von den nahen Frauenthürmen schlugen die Glocken die Viertelstunden durch die Schauer der Sylvesternacht, als ob sie die letzten Athemzüge des verflossenen Jahres zählen wollten.

Vor uns auf dem Tische dampfte der Punsch in den Gläsern, zwischen unsern Lippen die Cigarre, und es hätte können so recht gemüthlich werden, wenn nicht das sonderbare Auftreten, das unerklärliche Wesen und unheimliche Verweilen des seltsamen Eindringlings eine unbehagliche Unruhe erzeugt und wie ein Alp auf die Gemüther gedrückt hätte.

Wir sahen uns hie und da in sonderbarer Verlegenheit an und noch wollte Keiner von uns die eingeschlichene Stille im Kreise durch scherzende oder ernste Reden unterbrechen.

Da begann der nächtliche Gast wieder:

„Nun, darf ich den Herren mein schauerliches Erlebniß erzählen?“

Und als Niemand eine bestimmte Antwort gab, fing das mittheilsame Wesen, Gespenst, Individuum, Subjekt, oder was es sein mochte, was dorten mit seinem bleichen Antlitz, seiner langen gelben Nase am Tische mitten unter uns saß, folgendermaßen seinen

wunderlichen Bericht an, der uns bald im höchsten Grade fesseln sollte.

„Es war eben diesen Sommer zur Cholerazeit" — ließ sich die tiefe, hohle Stimme aus dem Qualme herausvernehmen, den die Cigarren gebildet hatten — „da träumte ich einen seltsamen Traum. Ich habe schon viel absonderliches Zeug im Leben geträumt, dies war aber schon das wunderlichste, was mir noch vorgekommen. Mir war's nämlich, auch mein Sterbestündlein habe geschlagen; ich fühlte, daß ich starb, was mich jedoch nicht gerade in besonderes Erstaunen setzte, da das in der Cholerazeit zu den gewöhnlichsten Dingen gehörte. Jedoch war mir die Sache immerhin neu genug, daß ich bei mir beschloß, so lange als möglich mich selbst bei dem Uebergang in ein anderes Leben zu beobachten. Diesen löblichen Entschluß war ich aber bald fast aufzugeben genöthigt, denn die Todesangst fing mein Bewußtsein an zu drücken und zu lähmen, — mir war's, als ginge mir mit einmal ein Stich mitten in's Herz, der Todesschauer durchrieselte mein ganzes Sein, eiskalt zog es mir über Leib und Seele, und lang ausgestreckt lag ich da. Wie eine Welt voll Finsterniß und Schauer lag es auf meinem Wesen. Hu! Mich überläuft's heute noch."

Als der seltsame Gast das sprach und sich dabei schüttelte, war wohl kaum Jemand im Zimmer, den nicht Gänsehaut überkam. Man kann sonst das Herz auf dem rechten Fleck, den Kopf an seinem gehörigen Platz haben und doch beim Zusammentreffen so vieler umheimlicher Umstände sich des Grauens nicht erwehren können, das uns denn auch die Erzählung des nächtlichen Besuchs einflößte. Er nannte sich selbst einen wunderlichen Träumer, — also auch hier eine Uebereinstimmung der räthselhaften Erscheinung mit dem Wesen unsers verstorbenen Doktors. Ein gewisser grauenvoller Humor in seiner Redeweise und im Ton seiner Stimme vermochte den schauerlichen Eindruck nicht zu mildern, wenn wir auch die Macht desselben recht wohl empfanden und auf uns wirken ließen, so daß wir mit einem Lächeln auf den Lippen und Schauer in den Blicken einander ansahen. Der seltsame Gast aber fuhr in seiner Erzählung fort, indem sein bleiches Gesicht nur noch in zweifelhaften schemenartigen Umrissen aus dem Qualm und Rauch sah, welcher aus seinem eigenen Munde ging und sich mit dem unseres „Krautes“ mischte.

„Da lag ich denn, scheintodt oder maustodt, das wußte ich nicht mehr genau zu unterscheiden. In

weiter Ferne hinter mir lag die bunte Welt, in der ich gelebt und gewirkt, hinter mir mit allen ihren Freuden und Sorgen. Aber vor mir und um mich war's dunkel, dicke Finsterniß. Das Leben, die Kraft der Bewegung war fort, aber die Seele schien mir noch in meinem Leibe zu verweilen. Nur wußte ich sie nicht zu finden. Sie lebte und dachte noch in mir, nur wußte ich nicht wo. Jetzt kamen Leute, nach meiner Leiche zu sehen; — ich wollte einigen Bekannten noch ein Lebewohl zuflüstern; aber ich konnte die Kinnbacken nicht rühren. Mein einziger Gedanke war jetzt, den Leuten noch ein Zeichen zu geben, daß noch immer etwas in mir fortlebe; auf dem ganzen Gewebe meiner Nerven, auf allen Fäden meines Seins lief das traumhafte Bewußtsein in mir umher, um den Sitz des verborgenen Lebenskeimes zu entdecken und ihn zu irgend einer äußerlich bemerkbaren Thätigkeit anzuregen. Umsonst. Hätte ich Denen vor meiner Leiche nur wenigstens sagen können, um wie viel schöner und zweckentsprechender das Verbrennen, als das Begraben der Todten sei. Oder hätte ich nur das lebende und immer noch denkende Ding in mir zur Ruhe, zum Schlafe, zur Bewußtlosigkeit bringen können. Aber es wachte und ich

wachte mit und fühlte mich dabei nur leblos am Leibe. Doch hätte ich jetzt fast lachen können bei der Vorstellung, daß ich so Gelegenheit bekam, meinem eigenen Leichenbegängniß beizuwohnen. Geradezu schnurrig kam es mir aber vor, daß der Barbier meine Leiche rasirte, wohl damit ich anständig die letzte Reise antrete. Jetzt legten sie mich in einen Sarg. Mir lag um jeden Preis daran, ein Lebenszeichen von mir zu geben. Es gelang mir auch, das eine Augenlid etwas zu öffnen. Da kam die Leichenfrau, drückte es alsbald wieder zu und sagte: „Pfui, wie garstig das bei Todten aussieht!" — Dieß Wort traf mich furchtbar. Der ganze Ernst des Todesbewußtseins kam über mich, mein Urtheil war gesprochen: ich war gestorben! Es war nicht anders. Und zum Erstaunen war es doch auch nicht, daß ich an der Cholera gestorben, wie so viele Andere mit. Was half mich all' das traumhafte Sinnen und Fühlen eines Funkens von Leben in mir. Der Leichenbeschauer kam und zwickte mich in die Nase. „Sie ist leichenkalt!" sagte er. „Der Mann ist maustodt, so todt als Einer." — Und sie legten den Sargdeckel über mich. Mit gräßlicher Angst nahm ich's wahr, — und wie sie mich die Treppe hinunter-

trugen in den Leichenwagen. Da ging es in des lieben Gottes Fiaker vorwärts. Obgleich ich todt war, fühlte ich dennoch das Rütteln auf dem schlechten Pflaster, was mich übrigens selbst wunderte auf jener meiner — damals aller Voraussicht nach — letzten Spazierfahrt. Die Angst in mir steigerte sich in's Unermeßliche. „Wie?" fragte ich mich, „wie, wenn der Leib nur scheintodt wäre?" — Das war ein schrecklicher Gedanke, der sich mir stets deutlicher und gräßlicher aufdrang: — Lebendig Begrabenwerden — furchtbar!" —

Der Unheimliche schüttelte sich und wir folgten unwillkürlich seinem Beispiel, bis er nach kurzer Pause bekräftigend hinzufügte:

„Furchtbar, sag' ich Ihnen, wie ich mir's damals selbst sagte. Hu! Da sprach etwas in mir wie Trost der Seele, die noch nicht aus dem Leibe gewichen war: „Kümmere dich nicht! Du bist wirklich todt. Du wirst es bald werden!" Es ward still um mich und still in mir, — eine lange, düstere Pause."

Hier hielt der nächtliche Gast inne in seiner merkwürdigen Erzählung. Ein wahrer Schauer hatte uns erfaßt, der gerade durch den stellenweisen Humor des mit tiefer Grabesstimme Redenden noch wo mög-

während wir von dem gestorbenen Freunde und seinen gespenstigen Schrullen sprachen, — wie dann plötzlich draußen die Hausglocke geläutet und die Schritte im Gange hörbar wurden, dann im leeren dunkeln Billardzimmer erklangen, immer näher und immer näher kamen, wie sie sich im Vorzimmer vernehmbar machten und, während der Sturm die feuchten Flocken wider die Fensterscheiben jagte, in leisem tripp trapp, tripp trapp unserm Stübchen nahten, wo wir so gemüthlich gesessen waren.

Die Hausfrau, welche eben von der Küche hereingekommen war, unsere erwartungsvollen Blicke sah und die nahenden Schritte hörte, stand bleich und fast starr vor Schrecken, um ihre Augen den unsrigen folgen zu lassen. Und als ich zufällig oder mit Absicht in diesem Augenblicke meine Hand einem meiner Nachbarn über den Kopf hinstreifte, fühlte ich dessen Haare sich sträuben und so energisch zu Berge stehen, daß sie auch ein größerer Sturm, als der draußen, nicht niederzulegen vermocht hätte und daß sie zweifelsohne den schwersten Cylinder auf dem Schädel gelüpft und zum Wanken gebracht haben würden.

Es ist jedenfalls begreiflich, daß man nicht ohne grauliche Spannung und Erwartung diese Schritte

jetzt unmittelbar vor unserm Gemache vernahm. Selbst der Hausherr blieb auf seinem Stuhle in unserm Kreise sitzen und schien keine Lust zu haben, dem Ankommenden entgegenzugehen.

Jetzt mußte dieser eintreten.

Und da stand er auch vor uns.

„Wer?" höre ich hunderte meiner Leser ungeduldig fragen, um so mehr, wenn sie nicht zu den Gespenstergläubigen gehören.

Nun, — es stand vor uns ein kleiner Mann, mit bleichem Gesichte, schwarzem Barte und langer auffallender Nase. Die Gestalt war in einen Paletot gehüllt, wie ihn der Doktor im Leben getragen, — der beschneite Hut war tief in's Gesicht gedrückt. Sein Träger nahm ihn herunter, spritzte ihn ab, wie es der Doktor zu thun pflegte, blinzelte aus kleinen feurigen Augen ganz nach des Doktors Art durch die angelaufene Brille, wischte diese ab, und sprach dann mit tiefer Stimme, — des Doktors Stimme:

„Guten Abend, meine Herren! Ich störe doch nicht!"

Eine Pause erfolgte, Todtenstille herrschte im Stübchen. Endlich unterbrach sie der Hausherr mit einem zögernden:

„Bitte recht sehr!“

„Ich hörte, daß Gesellschaft hier oben sei,“ sagte jetzt wieder die Gestalt. „Sie erlauben, daß ich hier den Sylvesterabend verweile.“

Stillschweigend erlaubten wir es, und der Besuch machte davon Gebrauch, indem er sich auf einen leeren Stuhl hinsetzte und seine Cigarre hervorzog.

Daß die Befangenheit in unserm Kreise durch das zutrauliche Wesen des nächtlichen Gastes nicht eben so leicht verscheucht wurde, wird man erklärlich finden. Wir saßen geraume Zeit völlig stumm, während die Frauenzimmer mit scheuen Blicken nach der Gestalt hinsahen, die sich in unsern Kreis gedrängt hatte und nun wie ein Schatten mitten unter uns saß.

Die Hausfrau stellte uns mit zitternden Händen die gefüllten Punschgläser hin. Der nächtliche Gast warf ihr einen stummen Blick zu, als ob er fragen wollte, warum man ihn vergessen, — und auch ihm ward ein Punschglas zugeschoben. Jeder von uns hatte aber mittlerweile, während wir abwechselnd den bleichen nächtlichen Gast und dann uns gegenseitig anschauten, sich selbst im Stillen die Frage gestellt:

„Ist er's oder ist er's nicht?“

Und wohl Jeder war zu der Antwort auf die eigene Frage gekommen:

„Er ist es nicht! Er kann es nicht sein! Wie einfältig wäre es doch, zu erwarten, daß Geister gleich einer ganzen Gesellschaft ihren Besuch abstatten würden. Aber — wer ist es dann, wenn er's nicht ist?"

Es war sein bleiches Gesicht, seine große hervorspringende Nase, — es waren seine dunkelblitzenden kleinen Augen. Es war seine Gestalt, ja sein Gewand, sein dunkelbrauner Rock. Wir konnten dies Alles genau genug sehen, während er selbst seine kleinen stechenden Augen durch die Brillengläser unruhig hin- und herschweifen oder auf uns haften ließ und einen um den andern schärfer in's Auge zu fassen schien. Heimlich war die Situation nicht. Denn unser „Er" konnte es doch nicht sein. Daß der nächtliche Gast ganz behaglich aus seinem Punschglase schlürfte, widerstrebte dem Begriffe einer geisterhaften Erscheinung. Denn keiner von uns hatte noch gehört, daß Abgeschiedene bei ihrem Verkehr mit der Oberwelt Cigarren rauchten, daß Gespenster Punsch tränken, wie es die Gestalt that, die dorten uns unser todtes Erdschmiedl vor die Augen zauberte.

„Aber was war nun dieser nächtliche Gast? Wer war es?“

Auf diese Frage wußte Keiner Bescheid, und das Räthsel war noch lange nicht gelöst, wenn wir annahmen, er sei nicht der, den wir erwarteten. Denn so Vieles an ihm sprach wieder für den Doktor, so daß die Frauenzimmer offenbar, nach ihren scheuen Blicken zu schließen, in dieser Gestalt noch immer diesen erkennen wollten.

„Entschuldigen Sie, meine Herren,“ fing jetzt der nächtliche Gast wieder an, — „ich fürchte wirklich gestört zu haben. Ihr Gespräch scheint unterbrochen zu sein. Fahren Sie doch gerade da fort, wo Sie geendet haben.“

Einer mußte doch etwas sagen und so sprach ich denn:

„Wir führten ein eigenthümliches Gespräch und ergingen uns, wie natürlich am Sylvesterabende, in Betrachtungen über das verflossene Jahr und die Freunde, die es uns geraubt. Wir sprachen besonders von Einem —,“ fuhr ich zögernd fort, — von dem man behaupten will, daß er aus dem Tode — — —“

„Wieder zurückgekehrt sei, wollen Sie wohl sagen,“ fiel der nächtliche Gast ein. „Ja, das soll während der Cholera nicht so selten vorgekommen sein. Ich könnte Ihnen, wenn es Ihnen Vergnügen machen würde, einen merkwürdigen Fall erzählen, den ich an mir selbst erlebt. Ich habe alle Schauer und Schrecken des Todes und Begrabenseins empfunden.“

Bei dieser seltsamen Eröffnung, daß unserm unheimlichen Gaste Tod und Begrabenwerden selbsterlebte Dinge wären, mußte unsere Verblüffung doch eine besonders starke werden, während der nächtliche Besuch unbefangen, ja wie mir schien mit einem lächelnden Zug um den zahnlosen Mund, fortfuhr:

„Ja, es war eine schauderhafte, entsetzliche Empfindung, eine gräßliche Geschichte, sage ich Ihnen, — so leblos im Sarg zu liegen und in's Grab gesenkt zu werden.“

Das war nun nicht gerade geeignet, um uns Klarheit über den nächtlichen Gast zu bringen, der dort zwischen uns saß mit allem Behagen eines Wesens, das sich um die Empfindungen anderer Anwesenden nicht sehr viel zu kümmern beabsichtigte. Der Sturm draußen hatte noch nichts von seiner Stärke verloren; prasselnd schlug der mit Schnee ge-

Als der seltsame Gast das sprach und sich dabei schüttelte, war wohl kaum Jemand im Zimmer, den nicht Gänsehaut überkam. Man kann sonst das Herz auf dem rechten Fleck, den Kopf an seinem gehörigen Platz haben und doch beim Zusammentreffen so vieler umheimlicher Umstände sich des Grauens nicht erwehren können, das uns denn auch die Erzählung des nächtlichen Besuchs einflößte. Er nannte sich selbst einen wunderlichen Träumer, — also auch hier eine Uebereinstimmung der räthselhaften Erscheinung mit dem Wesen unsers verstorbenen Doktors. Ein gewisser grauenvoller Humor in seiner Redeweise und im Ton seiner Stimme vermochte den schauerlichen Eindruck nicht zu mildern, wenn wir auch die Macht desselben recht wohl empfanden und auf uns wirken ließen, so daß wir mit einem Lächeln auf den Lippen und Schauer in den Blicken einander ansahen. Der seltsame Gast aber fuhr in seiner Erzählung fort, indem sein bleiches Gesicht nur noch in zweifelhaften schemenartigen Umrissen aus dem Qualm und Rauch sah, welcher aus seinem eigenen Munde ging und sich mit dem unseres „Krautes“ mischte.

„Da lag ich denn, scheintodt oder maustodt, das wußte ich nicht mehr genau zu unterscheiden. In

weiter Ferne hinter mir lag die bunte Welt, in der ich gelebt und gewirkt, hinter mir mit allen ihren Freuden und Sorgen. Aber vor mir und um mich war's dunkel, dicke Finsterniß. Das Leben, die Kraft der Bewegung war fort, aber die Seele schien mir noch in meinem Leibe zu verweilen. Nur wußte ich sie nicht zu finden. Sie lebte und dachte noch in mir, nur wußte ich nicht wo. Jetzt kamen Leute, nach meiner Leiche zu sehen; — ich wollte einigen Bekannten noch ein Lebewohl zuflüstern; aber ich konnte die Kinnbacken nicht rühren. Mein einziger Gedanke war jetzt, den Leuten noch ein Zeichen zu geben, daß noch immer etwas in mir fortlebe; auf dem ganzen Gewebe meiner Nerven, auf allen Fäden meines Seins lief das traumhafte Bewußtsein in mir umher, um den Sitz des verborgenen Lebenskeimes zu entdecken und ihn zu irgend einer äußerlich bemerkbaren Thätigkeit anzuregen. Umsonst. Hätte ich Denen vor meiner Leiche nur wenigstens sagen können, um wie viel schöner und zweckentsprechender das Verbrennen, als das Begraben der Todten sei. Oder hätte ich nur das lebende und immer noch denkende Ding in mir zur Ruhe, zum Schlafe, zur Bewußtlosigkeit bringen können. Aber es wachte und ich

wachte mit und fühlte mich dabei nur leblos am Leibe. Doch hätte ich jetzt fast lachen können bei der Vorstellung, daß ich so Gelegenheit bekam, meinem eigenen Leichenbegängniß beizuwohnen. Geradezu schnurrig kam es mir aber vor, daß der Barbier meine Leiche rasirte, wohl damit ich anständig die letzte Reise antrete. Jetzt legten sie mich in einen Sarg. Mir lag um jeden Preis daran, ein Lebenszeichen von mir zu geben. Es gelang mir auch, das eine Augenlid etwas zu öffnen. Da kam die Leichenfrau, drückte es alsbald wieder zu und sagte: „Pfui, wie garstig das bei Todten aussieht!“ — Dieß Wort traf mich furchtbar. Der ganze Ernst des Todesbewußtseins kam über mich, mein Urtheil war gesprochen: ich war gestorben! Es war nicht anders. Und zum Erstaunen war es doch auch nicht, daß ich an der Cholera gestorben, wie so viele Andere mit. Was half mich all' das traumhafte Sinnen und Fühlen eines Funkens von Leben in mir. Der Leichenbeschauer kam und zwickte mich in die Nase. „Sie ist leichenkalt!“ sagte er. „Der Mann ist maustodt, so todt als Einer.“ — Und sie legten den Sargdeckel über mich. Mit gräßlicher Angst nahm ich's wahr, — und wie sie mich die Treppe hinunter-

trugen in den Leichenwagen. Da ging es in des lieben Gottes Fiaker vorwärts. Obgleich ich todt war, fühlte ich dennoch das Rütteln auf dem schlechten Pflaster, was mich übrigens selbst wunderte auf jener meiner — damals aller Voraussicht nach — letzten Spazierfahrt. Die Angst in mir steigerte sich in's Unermeßliche. „Wie?" fragte ich mich, „wie, wenn der Leib nur scheintodt wäre?" — Das war ein schrecklicher Gedanke, der sich mir stets deutlicher und gräßlicher aufdrang: — Lebendig Begrabenwerden — furchtbar!" —

Der Unheimliche schüttelte sich und wir folgten unwillkürlich seinem Beispiel, bis er nach kurzer Pause bekräftigend hinzufügte:

„Furchtbar, sag' ich Ihnen, wie ich mir's damals selbst sagte. Hu! Da sprach etwas in mir wie Trost der Seele, die noch nicht aus dem Leibe gewichen war: „Kümmere dich nicht! Du bist wirklich todt. Du wirst es bald werden!" Es ward still um mich und still in mir, — eine lange, düstere Pause."

Hier hielt der nächtliche Gast inne in seiner merkwürdigen Erzählung. Ein wahrer Schauer hatte uns erfaßt, der gerade durch den stellenweisen Humor des mit tiefer Grabesstimme Redenden noch wo mög-

lich verstärkt wurde. Draußen von den Frauenthürmen schlug es die eilfte Abendstunde durch die Nacht hin, und die Klänge verwehten bebend im wilden Sturm. Der seltsame Besuch aber schien sich ganz behaglich zu fühlen; seine kleinen, hohl hinter der Brille liegenden Aeuglein blitzten hin und herschweifend durch den Tabaksnebel im Zimmer wie Irrlichter, — die große gelbe Nase zuckte und schien sich bis zum Kinn zu verlängern, während um den zahnlosen Mund ein lächelnder, ja, wie mir schien, höhnender Zug lag. Das ganze Antlitz hatte just den Ausdruck, den der Doktor so oft anzunehmen gewußt, den behaglichen Grauens, nur mit mephistophelischer Laune gewürzt. Wer diesen Kopf jetzt dort sah, konnte fast nicht mehr daran zweifeln, daß er dem Doktor gehörte, der dem Grabe entstiegen und gekommen schien, uns zu schrecken und zu necken.

Eilftes Capitel.

Lebendig begraben.

Wenn ich offen sein will, hatte sich in mir das Grauen und der Schauer am meisten gehäuft. Mir war, ich hätte die schauerliche Erzählung schon ein-

mal gehört oder gelesen. Die dunkle Erinnerung fing im Verlaufe derselben an, in mir aufzutauchen. So, ja so, wie der nächtliche Gast, hatte der Doktor mich bei seiner Erscheinung angeblickt, mit dieser tiefen Grabesstimme hatte er zu mir gesprochen, — ja, nach und nach tauchten aus der dunkeln Tiefe der Erinnerung jene geheimnißvollen Mittheilungen des Doktors wieder auf, in welchen er mir über das Räthsel seiner Erscheinung, über sein Sterben und Wiederkommen Aufschluß gegeben, jene geheimnißvollen Mittheilungen, deren ich mich lange nicht mehr zu entsinnen vermocht hatte.

Und doch sagte mir wieder mein klares Bewußtsein, daß dies Alles unmöglich, daß der seltsame Gast, welcher dorten so behaglich vor uns saß, ein Mensch von Fleisch und Blut sein mußte. Aber was war nun seine Erzählung von seinem Hinscheiden, Sterben, das ihm wie ein Traum vorgekommen, — von seinem Leben im Tode?

Jedoch der sonderbare Gast hatte sich offenbar um alle diese von mir an mich selbst gerichteten Fragen nichts zu kümmern und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Ein eigenthümliches Wanken, ein fühlbares

Schaukeln weckte das, was noch immer in mir lebte und dachte, wieder auf. Der Sarg, in dem ich lag, schwebte offenbar über einer offenen Gruft, stieß schaukelnd an den Wänden an, die Seile, welche ihn trugen, schnurrten, es ging abwärts, — ich wurde begraben. Man machte damals zur Cholerazeit wenig Umstände mit den Todten, und man ging eben so rücksichtslos mit meinem Sarge um, daß sich die Leiche darinnen umwendete — ich fühlte es und ärgerte mich nicht wenig — denn ich lag jetzt auf dem Deckel des Sarges — auf der Nase. Nochmals stülpte der Sarg um, und es ging dann vollends hinunter. — Pumps! der Sarg stand in der Tiefe auf dem Boden. Von oben herab begann ein rasselndes Gepolter, — man warf Erde herab, daß es hohl im Sarge klang, — Steine, Erdschollen polterten schauerlich und mit immer dumpferem Schalle auf den Sargdeckel. Es war wirklich abscheulich. Die Leute mußten schon von meinem Grabe hinweg sein, und es war mir jetzt noch einigermaßen tröstlich, daß ich die Unterhaltung der Todtengräber über meiner Gruft hören konnte. Sie unterhielten sich über die jetzige gute Zeit, über ihren Durst, ob das Leistbräubier oder das vom Wagnerbräu das bessere sei. Ihr

Gespräch ward allmälig dumpfer und zuletzt ganz unvernehmlich. Todtenstille trat ein. Ich lag begraben und empfand nachgerade eine schändliche Langeweile." — —

Hier stieß mich jetzt einer der Freunde im Kreise, der mit Spannung gehorcht hatte, leise an.

„Er lügt wie gedruckt, wie das Erdschmiedl selber!" flüsterte derselbe mir zu. „Die ganze Tollheit, die er vorbringt, hab' ich schon irgendwo ganz ähnlich gelesen. Ich fürchte, der Kerl foppt uns!"

Jedoch hörte ich nicht weiter auf den Einwand und lauschte dem unheimlichen Gesellen, der seine Mittheilung ungestört fortsetzte:

„Sie können sich denken, daß ich da im Grabe Zeit hatte, über mein Leben und meinen Tod nachzudenken. Denn Etwas dachte ja in mir immer noch fort und hielt mir nach und nach einen Spiegel der Vergangenheit vor. Ach, wie erschien mir mein verflossenes Leben so kurz und der Tod so lang! Wie wenig hatte ich mein Leben genützt, wie Manches versäumt und wie so Vieles wäre noch gut zu machen gewesen, was ich schlimm begonnen. Jetzt war es aus. — Haben Sie schon Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" gelesen? — So war mir

zu Muthe, wie jenem Greise, der nahe dem Grabe sein verlorenes und vergeudetes Jünglingsleben überdenkt und trostlos und verzweiflungsvoll in der Neujahrsnacht beim Klange der Glocken es zurückruft. Nur noch trostloser, nur noch verzweiflungsvoller schaute ich auf das verlorene Leben zurück, — denn ich lag ja schon im Grabe, ohne Hoffnung wieder aufzustehen. Eine Gewissenslast wuchtete besonders auf mir, daß mir das Grab zur Hölle ward und ruhelos sich meine noch in mir weilende Seele ängstigte. Und wie Posaunen des jüngsten Gerichtes schienen mir plötzlich Stimmen zu ertönen, die ich durch den Erdhügel meines Grabes deutlich vernehmen konnte. — „Kanntest Du den, der hier unten liegt?" fragte die eine Stimme. — „Ja, es ist der Zwickes von N..... —", antwortete die andere, „der alte Filz, der beim Oberpollinger gestorben ist. Da liegt er jetzt drinnen als Erdenkloß, ist auch sein Lebtag nicht mehr gewesen." — „Er hat seiner armen Frau das Leben sauer gemacht," fuhr die erstere Stimme wieder fort, „und seinen Vetter, den Doktor *—, der Geschwisterkind mit ihm war und dort nicht weit von ihm ruht, dem er auch recht wohl hätte helfen können, diesen Doktor hat er in Noth

sterben lassen. Jetzt liegen sie alle Beide drunten, — der Doktor lebt bei Manchem in gutem Andenken fort, — der Filz da aber ist todt und bleibt todt." — „Hast Du das hübsche Gedicht gelesen, das der Doktor für sein armes Kind gemacht hat? Es ist reizend und man freut sich noch lange daran," sagte die andere Stimme und die erstere antwortete: „Du meinst das Kindermärlein von den Erdbeeren, das in der illustrirten Zeitung stand, — ich kann's auswendig. Er hat noch manches eben so schöne zurückgelassen, der gute Doktor, — aber freilich sonst kein Erbe für sein armes verlassenes Kind, das sein Vetter, der Filz da drunten zurückgewiesen. Werf' dem Alten einen Stein auf's Grab und vergessen wir ihn dann, — ich leg' die Rose da dem Doktor zum lieben Angedenken auf seine Gruft, in der er jetzt von all' seinen Sorgen und poetischen Träumen ausruht." — So sprachen die Stimmen und die Worte dröhnten wie Urtheile des jüngsten Gerichtes zu mir herunter. Die Schuld meines Lebens lag wie ein Berg über mir.

„Jetzt erst empfand ich alle Schauer des Todes. Ich gedachte des armen Vetters, der mir einst in seiner Noth geschrieben und dem ich nicht geantwor-

tet, — der mir in der Stunde seines Todes erschienen und bittend die Worte zu mir gesprochen hatte: „Gedenke meines Kindes!“ Jetzt ruhte er unweit von mir auf dem Friedhofe; mir war's, ich sehe durch den Sarg und die Erdwand hindurch sein bleiches Gesicht und die Worte auf seinen bläulichen Lippen schwebend: „Gedenke meines Kindes!“ Ich wollte auffahren, um alsbald der Mahnung zu folgen, — da traf mich aber das Bewußtsein, daß ich im Sarge lag, daß ich begraben, daß ich todt war. Und ich fühlte, wie in Grausen und Entsetzen der in mir noch lebende Funken erlosch und gleich dem Irrlicht unstät und unheimlich wieder aufflackernd, immer von neuem erstarb. Verwesungsgrauen kam über mich. Alles ward still, nur mein dumpfes Entsetzen nicht, in welchem ich fortrang, — fortrang verzweiflungsvoll. — Ich war ja todt — todt für die Ewigkeit. —

„Ja, ich versichere Sie, es war ein entsetzlicher Zustand! So muß die Hölle sein, so dumpf, schwer, so angstvoll bedrückt! Wenn ich nur noch einen Tag gelebt hätte, um Alles gut zu machen, was ich versäumt, ich wäre ja gerne zehnmal dafür gestorben! Aber da lag ich, ein ewiges Vergehen und Zerfallen. Schauderhaft! Niederträchtig! — — —

„Ha! Was war das auf einmal? Ein Zittern ging mir wie von starkem Froste durch die Glieder. Seltsam! Ich streckte sie aus — ohne Zwang. Ich konnte sie wieder rühren. Guter Gott! Ich erwachte. — Ich hatte geträumt, nur geträumt! Gottlob, nur geträumt, — schwer geträumt!"

Der Erzähler blies hier eine dicke Rauchsäule vor sich hin und trank aus seinem Glase. Wir im Kreise athmeten wie von einer schweren Last befreit auf, — obgleich wir nun seit geraumer Zeit diesen Schluß der Geschichte des Scheintodten erwartet hatten. Denn schon bei der Erwähnung des Doktors und des Verwandtschaftgrades unsers nächtlichen Gastes mit ihm hatten wir die Köpfe in die Höhe gereckt und an unsere Stirnen gegriffen. Es dämmerte jetzt in dieser Räthselwelt, es war nun mit einem Male ein Licht aufgestiegen, mit dem man weiter leuchten konnte, — ja mir fing nach und nach an sich das meiste zu entwirren. Dazu blieb jedoch in jenem Augenblicke kaum Zeit. Wir lachten und Einer rief, das Glas erhebend und dem Besuche zutrinkend:

„Also ein Vetter unseres Doktors! Nun, willkommen bei uns und unsern Glückwunsch zu der Auferstehung von den Todten!"

„Gemach! gemach!“ wehrte jedoch der sonderbare Mann. „Wir sind noch nicht so weit. Ja, als ich damals wieder erwacht war, fühlte ich wohl: mein Sterben war nur ein Traum. Ich konnte ja die Beine wieder strecken.. Stöhnend kam es von meinen Lippen: „Ich lebe, lebe noch! Ich lebe wirklich!“ Der Schlaf war gewichen, alle Sinne wach, denn es fror mich schändlich und verschiedene Töne schlugen an mein Ohr. — Es war mir vollständig klar, daß ich wachte, daß meine Augen offen waren, — sonderbar nur, daß ich keinen Stich sehen konnte. Es war alles dunkel und eine dumpfe Luft drückte auf meine Lungen. Bei mir dachte ich jedoch: mag dem nun sein, wie ihm wolle, genug und Gott sei Dank, daß ich wache und mein Unrecht an des Vetters zurückgelassenem Kinde noch sühnen kann. Das wollte ich sofort thun, und freute mich des Lebens, wie noch nie. Denn daß ich lebendig und wach, das war gewiß. Ich besann mich jetzt auf Alles, — daß ich gestern Abends mit etwas Bauchgrimmen, welches an die Cholera mahnte, mich im Gasthofe zu Bette gelegt, und daß mir die Hausfrau einen warmen Thee bereitet hatte. — Dessen besann ich mich genau. Nun wollte ich, da es mich arg fror, die Bettdecke über

meine Beine ziehen. Ich tappte vergebens nach ihr. Aber jetzt, während ich suchte, stieß ich mit den Armen an eine bretterne Wand über mir, — denkt Euch, gräßlich! furchtbar! entsetzlich! — an den bretternen Sargdeckel! —

„Ich war so wach, als ich es jetzt bin. Ich fühlte so gut und deutlich das Holz über mir, als ich den Tisch hier fühle. Ich war ja völlig wach. Und also hatte ich nicht geträumt, — es war dennoch kein Traum: man hatte mich scheintodt in den Sarg gelegt, — ich war lebendig begraben! —"

„Ich war lebendig begraben!" fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort, — „ich konnte nicht länger zweifeln, nachdem mein Traum gewichen war und ich in völlig wachem Zustande mit emporgehaltenen Armen den Bretterdeckel des Sarges fühlte, in den man mich als einen scheinbar an der Cholera Gestorbenen gelegt haben mochte. Meinen Zustand, meine Gefühle mögen Sie sich denken. Schon hatte ich geglaubt, nachdem ich von dem schauerlichen Todestraum erwacht war, meinem künftigen Leben eine andere Richtung geben zu können. Was hatte mir all' mein Sparen und Zusammenhalten des Geldes geholfen, als ich mich todt

gefühlt hatte. Ich hatte bessern Gebrauch von den mir von Gott verliehenen Gütern machen und dem letzten Wunsche meines verstorbenen Vetters treulich nachkommen wollen. — Und jetzt! Jetzt sah ich mich im Sarge eingeschlossen, — schauderhaft, — lebendig begraben!" — —

Diese neue Wendung der seltsamen Erzählung überraschte uns, die wir dorten umhersaßen natürlich im höchsten Grade, und mit fieberhafter Spannung erwarteten wir den Ausgang des graulichen Abenteuers, das uns alle Schrecken des Scheintodes und seiner Folgen vor Augen führte. Nur Einer, der vorhin die Bemerkung über „Lügen wie gedruckt" gemacht hatte, schien ungerührt. Wir andern hingen an den Lippen des Erzählers. Der fing denn auch wieder an:

„Ich rüttelte an den Brettern wie verzweifelt. Umsonst. Hilfe, Hilfe! schrie ich oder brüllte vielmehr aus Leibeskräften. Aber wer sollte mich hören? Ich schlug mit beiden Fäusten an den Sargdeckel und schrie und brüllte fort. Vergebens. — Endlich, endlich hörte ich Tritte und eine Stimme, die vernehmbar an meine Ohren drang:

„Was gibt's denn da?"

„Hilfe, Hilfe!“ brüllte ich.

„Was für ein Lärm? Wofür den Spektakel?“

„O Gott, ich war schon halb im Himmel, als ich nur eine menschliche Stimme hörte, wenn's auch nur die des Todtengräbers sein mochte. — Mehrere Schritte nahten sich. Ich hörte es deutlich. Hilfe! brüllte ich aus Leibeskräften und schlug die Fäuste an die Bretter, daß es dumpf erklang. Hilfe! Helft mir aus dem Sarge!“

„Was?“ lachte man jetzt draußen. „Was fällt denn dem da innen ein.“

„Um Gottes und aller Heiligen willen, helft mir aus dem Sarge. Ich bin nicht todt, ich lebe, ich lebe!“

„Das hören wir recht wohl,“ hieß es.

Man verspottete mich noch. —

„Herr Zwickes!“ vernahm ich jetzt eine bekannte Stimme dicht neben mir. Es war die des Wirths, bei dem ich logirt hatte, und der glücklicher Weise daher kam. „Theurer Herr Zwickes, was ist Ihnen denn?“

„Ich bin lebendig begraben! Helfen Sie mir hinaus!“

„Ja, wo stecken Sie denn?“

„In dem Sarg, hier unten in dem verfluchten Sarg! Helfen Sie mir doch um's Himmels willen hinaus!"

„Sie träumen, Sie träumen, Herr Zwickes!"

„Ich träume nicht! Nein ich habe ja die Augen offen! Ich weiß Alles!"

„Sie träumen doch, Herr Zwickes!"

„'s ist nicht wahr, sag' ich, ich bin so wach, wie Sie selber. Ich fühle ja den Sargdeckel über mir."

„Licht her!" rief jetzt die Stimme des Wirths, und ich sah bald darauf den Schimmer eines Lichtes. O welche Seligkeit! die Rettung nahte.

„Aber um's Himmelswillen, Herr Zwickes, wo stecken Sie? Wie kommen Sie denn unter die Bettlade?"

„Damit leuchtete der Wirth sich bückend herunter, daß mir der volle Kerzenglanz in die Augen fiel, während draußen ein lustiges Kichern aufgeschlagen wurde. Ein Blick genügte mir jetzt, um mich zu überzeugen, daß ich allerdings in keinem Sarge lag, sondern daß an den Brettern einer Bettlade sich meine Faust in der Todesangst erprobt hatte. Kein Zweifel. Ich lag in der That unter der Bettlade. — Wie war das möglich? Nun in dem unruhigen,

von schwerem Todestraum gequälten Schlafe war ich aus meinem niedern Bette auf die weiche Teppichdecke des Zimmerbodens gefallen, wohl in selbem Augenblick, wo ich träumte, der Sarg würde nieder in's Grab gesenkt und dabei umgestürzt. Ich wendete im Schlafe den Körper, bis ich eben unter die Bettlade gerollt war. Es war nicht anders. Und so fühlte ich mich denn glücklich vom lebendig Begrabenwerden gerettet und vom Scheintod erwacht, als ich unter der Bettlade hervorkroch. Das Lachen der durch meinen Spektakel Herbeigelockten, kümmerte mich nicht. —"

* * *

Damit schloß Herr Zwickes seine Erzählung, trank sein Glas leer und blies den Rauch seiner Cigarre unter seiner langen bleichen Nase hervor. Wir aber lachten, daß wir uns beinahe die Bäuche hoben. Wir waren wirklich in der lustigsten Stimmung, als sich so alles Grauen in besten Humor aufgelöst hatte. Die Punschgläser wurden auf's Neue gefüllt, und indeß der Sturm draußen mit erneuter Wuth forttobte, saßen wir in der heitersten Laune beisammen.

Zwölftes Capitel.

Des Herrn Zwickes andere Geschichte.

Die Ueberraschungen, aus denen wir bisher nicht hinausgekommen waren, als wir in jener Silvesternacht den merkwürdigen Besuch erhalten hatten, lösten sich in der mitgetheilten Weise auf eben so unerwartete, als heitere Art.

„Der Herr Zwickes soll leben!“ rief der lustige Franz und hob sein Glas.

„Auf Ihr Wohl, Herr Zwickes! Und dem Andenken Ihres Vetters, unseres lieben Doktors! Ruhe seinem Geiste!“

Wir tranken.

„Ich hoffe, daß er nun Ruhe im Grabe haben wird, der Arme!“ setzte Herr Zwickes mit einem tiefen Seufzer hinzu. „Sein zurückgelassenes Kind ist jetzt in guten Händen, die arme Waise!“

„Wir wußten gar nicht, daß er ein Kind habe,“ sagten wir. „Das hat er uns nie anvertraut, der alte Geheimnißkrämer.“

„Ja das war er,“ bestätigte Herr Zwickes, — „ein wunderlicher Kauz, Gott habe seine arme Seele in Frieden!“

„Wissen Sie aber auch, Herr Zwickes, daß Sie uns nicht wenig erschreckt haben? Wir haben nichts Geringeres als des Doktors Geist zu sehen gewähnt," sagte jetzt der beobachtende Georg, und Fanny lachte zustimmend zur Küchenthüre herein.

„Ich hab' mir's wohl gedacht," war Herrn Zwickes Antwort, und Georg fuhr fort:

„Ihre Existenz, Herr Zwickes, hat eine der auffallendsten Geistererscheinungen wieder als Täuschung erwiesen, was sie wohl alle sind."

„Bitte, es dürfte doch in dieser Sache nicht so ganz abgesprochen werden, wenn alle Völker und Jahrhunderte annehmen, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir uns allerdings nicht zu erklären wissen," — erwiderte jetzt der fremde Gast mit überzeugungsvollem Ernst. „Freilich ist das Meiste Trug, absichtlicher oder unabsichtlicher, Täuschung der Sinne. Aber so völlig dürfen wir doch nicht absprechen, wenn es auch keinem Verstorbenen einfallen wird, wegen eines im Scherze gegebenen Versprechens die Bande der Natur zu sprengen. Wenn solche Erscheinungen vorkommen, so sind es gewiß Fälle, wo das Leben mit irgend einem es ganz ausfüllenden Gedanken und Wollen nicht fertig

geworden, so daß der Geist jenseits nicht Ruhe finden kann. So denke ich mir's wenigstens. Ich z. B. habe meinen Vetter, den Doktor, von Angesicht nicht gekannt. Mein Vater und seine Mutter lebten und starben in Geschwisterzwist. Ich selbst kümmerte mich nicht um meinen Vetter, hörte nur, daß ich ihm ähnlich sehe, daß er studire, später daß er kein öffentliches Amt mehr bekleide, sondern von der Literatur lebe. Eines Tages, es ist nun bald ein Jahr, erhielt ich einen Brief von ihm, worin er bat, unserer Verwandtschaft zu gedenken und im Falle seines Todes mich seines Kindes anzunehmen, das in einer auswärtigen Mädchenpension lebe, — d. h. wenn er selbst kein Vermögen, nach welchem er unausgesetzt um seines Kindes willen ringe, hinterlassen sollte. Meine Frau drang in mich, schon jetzt dem Doktor beizuspringen, der nach dem Briefe zu schließen, nicht in bester Lage sein könne. Ich sagte: Nein! warum ergreift er keinen ordentlichen Beruf, der ihn nährt, (bitte um Entschuldigung, meine Herren, so dacht' ich damals) und was das Kind betreffe, so hätten wir selber Kinder, wenn auch schon versorgte. So lebte ich meinen Geschäften fort — ich bin Kaufmann — ohne weiter des Doktors zu gedenken. Da sitz' ich

eines Abends im verflossenen Spätsommer — es war schon spät in der Nacht und meine Leute alle zu Bette — im Comptoir über den Geschäftsbüchern. Plötzlich weht es mich eisig vom Rücken her an. Ich schaue zurück, weil ich durch Versehen die Thüre offen glaubte. Etwa zehn Schritte hinter mir steht eine Gestalt, die mich traurig ansieht. Fast hätte ich geglaubt, es sei mein eigenes Spiegelbild, so ähnlich sah die Erscheinung mir; aber es hing dort kein Spiegel. Mich überlief es kalt, daß ich kaum noch ein „Wer da?" hervorbringen konnte. Ich hatte noch nie Visionen gehabt. Ich dachte an einen Dieb. Die Gestalt aber bewegte die Lippen, ich glaubte deutlich zu vernehmen: „Gedenke meines Kindes!" Dann zerfloß sie im Schatten des Zimmers! Ich wußte, woran ich war. Um es kurz zu machen, ich sah am andern Abend die nämliche Erscheinung. Der Arzt drang auf eine Erholungsreise, die ich in's bayerische Hochland antrat, ohne die Hauptstadt zu berühren. Der nächtlichen Erscheinung und ihren trauernden Blicken war ich jedoch nicht entflohen; ruhelos irrte ich einige Tage umher, — es trieb mich zuletzt nach der Hauptstadt trotz der hier herrschenden Cholera. Da erfuhr ich den Tod meines Vetters und hatte in

der ersten Nacht schon jenen entsetzlichen Todestraum, der mich so sehr ängstigte. Mein Entschluß war gefaßt, mein Leben sollte von nun an eine andere Richtung erhalten, so Viel wie möglich sollte noch gut gemacht werden. Ich hielt mich mehrere Tage hier auf, zahlte einige kleinere Schulden des Verstorbenen und nahm das wenige von ihm Zurückgelassene, außer seinen Manuskripten, die schon einem Freunde übergeben waren, an mich. Ich hatte alle seine Verpflichtungen übernommen und reiste dann ab, um sein Kind mit in ein neues Vaterhaus zu einer guten, zärtlichen Mutter zu führen, welche meine Frau dem verwaisten Mädchen nun geworden. Seitdem hat mich die Erscheinung des Doktors nicht wieder heimgesucht. Daß es die seinige gewesen, bestätigte mir zum Ueberfluß noch sein photographisches Porträt, das ich unter der Hinterlassenschaft des Doktors gefunden. Ich kam dieses Spätjahr seiner Angelegenheiten wegen öfter hierher und bin auch seit einigen Tagen wieder da. Ihre Namen, meine Herren, kannte ich aus hinterlassenen Briefen und durch Nachfrage über seinen Umgang im Leben. Jetzt hat meines Vetters Geist Frieden."

Aufmerksam hatten wir zugehört; die zunächst Sitzenden drückten dem wackern Mann die Hand.

„Aber," fing ich jetzt an, „so hab' ich immer noch nicht die Auflösung, wer mir das Buch des Doktors gebracht?"

Herr Zwickes schaute mich an und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Ja, lieber Herr, ich auch nicht!" —

Ich gab einige weitere Andeutungen. Er machte keine Miene, als ob er sich dergleichen erinnere. Und im Fall er sich nur unwissend stellte, — was hätte er für Gründe hierzu gehabt! Er wußte offenbar nicht, was ich mit meinen halben Reden wollte. Und als ich ihn direkt fragte, ob er nicht zur Zeit der Cholera einen Besuch in dem Hause Nummer so und so viel in der Adalbertstraße gemacht habe, verneinte er bestimmt. Er kenne diese Straße nicht einmal. Da ich hierauf ernst und nachdenklich drein sah, meinte er:

„Es scheint Ihnen also ein Geist vorgekommen zu sein, was ich — der Kaufmann Zwickes — nicht bin!"

„Nun," lachten die Andern, „als solcher sind

Sie uns nicht minder willkommen, denn als Geist irgend eines Todten, selbst des Doktors!"

Wir sprachen noch hin und her, über diesen und die Aufklärung, welche sein wunderliches Thun und Treiben, sein Denken und Auftreten, wenn auch immer nur theilweise gefunden. Wir wußten nun, wem vorzüglich sein alchemistisches Trachten nach dem Stein der Weisen, nach Gold und Gut galt, — was seine von ihm selbst geglaubten Vorspiegelungen von nobeln Verlegern, die er freilich nach Amerika versetzen mußte, anregte, — wodurch seine geistige und seelische Unruhe in beständiger Spannung erhalten ward. Der Arme hatte für ein Kind zu sorgen, das im Falle seines Todes verlassen stand. — Armer Doktor!

Im Uebrigen mußten wir auch seiner visionären Gabe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sein eigener Tod und der Anderer war von ihm vorausgesehen. Er war jedenfalls kein gewöhnlicher Mensch. Seine Vision in der vorigen Neujahrsnacht von dem Auftreten der Cholera kam uns zu Sinne. Wir suchten uns jedes Wortes zu erinnern, das er damals gesprochen, während wir jetzt in der Sylvesternacht, des ersten Schlags der Glocke für das neue Jahr

harrend, seiner wehmüthig gedachten. Jeder sagte sich, als so das alte Jahr, das über München so viel Trauer gebracht hatte, mit den hörbaren Athemzügen der Zeit dahinstarb, daß der Tod des Doktors eine Lücke in unserm Leben gerissen. Aber für uns lebt ja noch die Seele des Freundes in den Schöpfungen seiner Phantasie; wir können mit seinem Geiste auf edlere und schönere Art im Verkehr bleiben, als auf die materielle, sinnliche gewöhnlichen Geisterbesuchs.

Die natürliche Erklärung jener Erscheinung am hellen Mittage ließ ich damals und lasse sie auch jetzt dahingestellt. An jenem Sylvesterabende aber saßen wir plaudernd und hie und da auf die Uhren blickend, bis endlich Jener einfiel, der während der Erzählung einige Einwürfe gegen die Wahrheitsliebe des Herrn Zwickes gemacht hatte.

„Apropos, Herr Zwickes! Ich erinnere mich dunkel, einen ganz ähnlichen Traum, wie den Ihrigen, irgendwo schon gelesen zu haben, — ja, wenn ich nicht irre, hat Julius Mosen in seinen Schriften etwas Gleiches!“

„Da mögen Sie Recht haben,“ erwiderte der Angesprochene völlig unbefangen. „Ich selbst hatte

das schon einmal gelesen und es gefiel mir, — wie wäre ich nüchterner Mensch auch zu dem Traume gekommen, wenn ich ihn nicht eben nur nachzuträumen gehabt hätte."

„Jedenfalls," warf jetzt Woldemar zu mir gewendet dazwischen, „darfst Du, wenn Du einmal den Doktor zum Helden einer Geschichte machst, selbst auf die Gefahr eines Plagiats hin, auch des Traumes nicht vergessen."

„Und nicht der Ruhe des Doktors, der sich im Grabe umwenden wird!" fiel der lustige Franz boshaft ein. „Gönn' ihm die ewige Ruhe."

Das hatte wohl Herr Zwickes überhört, da er nun fortfuhr:

„Mag dem sein, wie ihm wolle, — so gewiß dieser dampfende Punsch, der eben hereingekommen, durch unsere Kehlen fließt, ehe er kalt wird, so gewiß hat mich jener Traum noch in meinen alten Tagen zu einem bessern Menschen gemacht. Das ist denn doch für mich bedeutungsvoll genug. Ich lebe neu und mir ist's in der That zu Muth, wie dem Jean Paul'schen „Unglücklichen in der Neujahrsnacht," der beim Klang der Glocken aufwacht und

seine Jugend wieder hat, die er träumend als Greis beweinte. So ist mir! Drum — — —"

Da zitterte ein feierlich ernster, tiefer Glockenton durch die stürmische Nacht von den Thürmen herab, der erste eines neuen Jahres, — ein bedeutungsvoller Klang. Wir sprangen empor, unsere Gläser klangen zu der ernsten Glockenmelodie, die dem alten verhängnißvollen Jahr zum Abschied, dem neuen zum Willkommsgruße tönte.

„Glück zum neuen Jahr!" —

Dreizehntes Capitel.

Am Ende.

Seitdem ist mir so mancher Sylvesterabend dahingegangen, einige sehr trübe, wenige glückliche, keiner mehr so überraschend. In allen späteren Neujahrsnächten erinnerte ich mich jenes merkwürdigen Abends und des seltsamen Doktors, auch heute zu später Stunde im einsamen Arbeitsgemach. Ich kam dabei zu dem Entschlusse, diese seinem Andenken gewidmeten Blätter zu beginnen. Allen Nachrichten zufolge hat sich bis jetzt der Doktor darob nicht im Grabe gewendet.

Requiescat in pace! Friede seiner Asche! schreibe ich in stiller Nachtstunde an den Schluß dieser Erinnerungsblätter, während das Vermächtniß des Freundes, sein Buch, das er mir gleichsam aus dem Jenseits zugesandt, aufgeschlagen neben mir liegt. Sein Geist spricht daraus mit mir, seine Hand winkt mir zum Gruße in dem Spruche:

Vive ut vivas!

Ende

Zigeunerstoffele.

Eine Adventgeschichte

von

August Becker.

In diesen Blättern ist einfach und getreu eine Geschichte erzählt, welche uns einen Blick in das Familien- und Volksleben des Gossersweilerer Thals, das sich in seiner rauhen, grotesken Schönheit hinter dem Berggelände von Klingenmünster durch die Felsen des Wasgau zieht, werfen läßt. Der Verfasser hat sich ganz auf den Standpunkt jener armen, gutmüthigen Gebirgsbewohner gestellt, ihre naiv-kindlichen Glaubensanschauungen boten ihm Gelegenheit zu verschiedenen poetischen Zügen, die hoffentlich dem Leser eben so sehr zu Herzen sprechen, als sie es verdienen. Wer, auf einem „höhern Standpunkt“ sich wähnend, spöttisch über so manches davon lachen wollte, möge bedenken, ob nicht dieser vermeintlich hohe Standpunkt noch viel mehr Seiten zum Belächeln böte. — Und nun erzählen wir.

Erstes Capitel.

Um was der Vater in der Christnacht betete.

„Heute Nacht geh'n wir nach Münster in die Christmette!" sagte der Waldhüter Cyriak von Mönchweiler zu seiner Frau. Er sah dabei zum Fenster hinaus nach dem Wetter. Es war nicht gerade schön zu nennen, denn die Wolken hingen schwer und grau zwischen den Bergen über dem Thal, in welchem das kleine ärmliche Gebirgsdorf liegt. Drüben den hohen, finsteren Abtskopf sah man gar nicht vor lauter Wolken und Nebel, und auch der kahle Treitelsberg, der sich auf der andern Seite hoch über den Hunds- oder Hunnenfels erhebt, war gänzlich verhüllt. Nach Klingenmünster hinaus aber war es eine gute Stunde und der Weg durch das tiefe Thal am Bach entlang ziemlich schlecht. Darum meinte die Frau Amy:

„Lassen wir's für dieses Jahr, Cyriak! Es wird heute Nacht regnen oder schneien!"

„Nein!" entgegnete Cyriak. „Wir geh'n hinaus! Wir waren schon seit sechs Jahren nicht mehr in der Christmette und heute Nacht leiden's die Geschäfte!"

„So gehen wir doch lieber nach Gossersweiler, wohin wir gepfarrt sind," warf die Frau ein, nur um etwas zu sagen, denn sie wollte überhaupt nicht fort und wußte oder wollte doch den rechten Grund nicht angeben.

„Wir gehen nach Münster, Amy!" sagte ihr Mann jetzt bestimmt. „Ich möchte nur wissen, warum du nicht nach Münster willst!"

„Gut, so mag es sein! Aber offen gestanden, ich gehe heute nicht gern vom Hause weg, — denn — denn du weißt, Cyriak, die Christnacht ist die Nacht der Geister, — ja, lach' nur, und wir haben doch schon davon gehört, daß da alle Teufel kettenlos sind. Wenn wir gehen, müssen wir unsere Kinder, das Friederle und das Evenkätherle, unserer alten Großmutter überlassen, und dies ist eine alte, schwache, kindische Frau!"

„Alt und kindisch ist sie, du hast Recht. Aber bei den Kindern stehn Gottes Engel und schirmen sie vor allem Schaden, — das weißt du doch auch aus hundert Beispielen, Amy! Geh'n wir nur ganz unbesorgt mit den Nachbarsleuten hinaus nach Münster. Heißt es doch, wenn man in der Christmette so recht von Herzen beten konnte, so bringe das Glück für's

ganze Jahr. Du kennst mich, Amy, ich bin nicht abergläubisch und halte auf all' das Geplauder von Geistern und Wechselbälgen und dergleichen nichts; aber daß das recht innige Gebet in der Christnacht helfe, das glaube ich nun einmal doch. Da kommt mir's nun vor, als könne ich mich heute Nacht so recht ausbeten, und daß wir Glück brauchen, das weißt du auch. Uebrigens will ich zu Münster bei dem Gersching den Kindern Christkindelsbescheerungen kaufen!"

So wandte Cyriak alle seine Ueberredungskunst daran, um die Gründe seiner Frau zu beseitigen, und diese sagte jetzt auch:

„Schon genug, gehen wir in Gottes Namen!"

Dann bereitete sie das Nachtessen, und das besteht in Mönchweiler wie überhaupt in all' den armen Gebirgsdörfern des Westrichs aus gesottenen Kartoffeln, „Krumm- oder Grundbeeren" genannt. Als sie aufgetragen waren, beteten die Kleinen laut:

„Lieber Jesu, sei unser Gast,
Segne, was du uns bescheeret hast!"

Dann betete Frau Amy noch laut das „Vater Unser" und das „Ave Maria" und dann setzte man sich nieder zu dem Essen und es schmeckte allen auf

das Beste. Nochmals beteten die Kinder ihr Dankgebetlein und dann wurden sie von der Mutter ausgezogen und in's Bett gelegt. Die Großmutter setzte sich nun zu ihnen und erzählte ihnen Mährlein und Geschichten von den Weisen aus Morgenland, von dem Christkindlein und seiner Mutter, von Gott Vater, dem heiligen Joseph und St. Petrus mit dem Himmelsschlüssel. Sie sagte ihnen auch Reimlein vor die große Menge, während sich Vater und Mutter zum Fortgehen rüsteten, und die Kinder flüsterten nach:

„Abends, wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
In das himmlische Paradeischen."

So unterhielten sich die Kinder mit der Großmutter und freuten sich, daß Vater und Mutter nach Münster gingen, um das Christkindlein für morgen frühe zu bestellen. Und mit diesen Gedanken schlummerten sie fröhlich ein in ihrem Kämmerlein, als

Vater und Mutter schon warm angezogen waren. Der Vater setzte nur noch seine Fuchspelzkappe auf, an der man die Elsässer und Westricher Bauern erkennt, indem sie wie eine Tscherkessenmütze gestaltet ist; und die Mutter hing nur noch das silberne Kreuzlein um und nahm das Gebetbuch vom Wandbänkchen herunter. Dann gingen beide an das Bett, wo die Kinder schon schliefen, — die Mutter machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihnen, küßte die Kinder und sagte:

„Das heilige Zeichen wird sie schützen und Gottes Engel mögen bei ihnen stehen."

„Amen!" setzte der Vater hinzu, griff zu seinem Knotenstocke und sie gingen.

Als sie vor die Thüre kamen, war es pechdunkel und eine schwarze Adventnacht lag über dem Gebirg. Man sah keinen Stern, und nur hie und da schimmerte ein Lichtlein aus den niedrigen Fenstern der zerstreuten Häuser. Drüben auf den Wiesen am Finsterbache aber tanzten die Nachtwische lustig auf und ab. Die Frau Amy hielt furchtsam an.

„Wie meinst, Cyriak! bleiben wir doch zu Hause! Die Nacht ist schauerlich und finster!" sagte sie, indem sie sich enger an ihn anschloß.

„Fürchtest du dich denn, Amy, wenn ich bei dir bin?“

„Nein, aber — aber es ist heute eine Geisternacht und ich habe eine Ahnung, daß etwas vorgehen möchte!“

„So sei doch nicht einfältig, Amy. Wenn wir irgendwann sicher sein können, so ist es doch in der Nacht, wo der Heiland geboren ist.“

Da schwieg die Frau stille und schritt mit ihrem Manne weiter durch den kleinen Hof. Da hielt sie wieder an und sagte plötzlich:

„Cyriak, Cyriak! Siehst du nicht! Da steht Jemand und schaut durch unser Fenster in's Haus!“

„Wo?“ fragte der Waldhüter.

„Da, gerade vor dir!“ erwiederte furchtsam die Frau.

„Werda?“ fragte jetzt laut der Waldhüter, erhielt jedoch keine Antwort; aber er sah in der That sich etwas regen im Dunkeln, dann jedoch ganz verschwinden. „Es war dein Schatten, Amy,“ sagte er nun beruhigend und ging weiter durch die Höfe und Winkel des Dorfes und dann auf dem Wege, der nach Münster führt. Da, wo vor dem Dörfchen das große steinerne Kreuz am Wege steht, trafen sie mit

andern Leuten zusammen, die sie in der Dunkelheit nicht erkennen konnten.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßten die beiden Eheleute.

„In Ewigkeit, Amen!“ war die Antwort. „Geht ihr auch in die Christmette?“

„Ja. 's ist eine finstere Nacht für den schlechten unheimlichen Weg.“

„Freilich. Gehen wir miteinander, dann fürchtet man sich nicht so sehr. Ihr wißt ja, — es ist nicht geheuer in dieser Nacht!“

Es waren bekannte Leute aus dem Dorfe und von Silz, hinter Mönchweiler, die alle nach Münster wollten. Weiter vorn traf man noch mehr Leute, und die jungen Bursche und Mädeln waren schon vor einer Stunde fort, um in Münster vor der Christmette noch Lebkuchen zu essen und einen Schoppen Wein zu trinken.

Nun ging es in der pechschwarzen Nacht auf dem schlechten Wege unter gemüthlichen heitern und ernsten Reden den Bach und das Thal entlang. Man wußte sich viel zu sagen über die heilige Nacht und ihre Wunder. Hüben und drüben auf den hohen Bergen brauste der Wind in den Tannen und Föhren,

— unheimlich niedrig zogen die kalten Schneewolken über die enge Thalschlucht, in welche von ferne halb verwehte Glockenklänge schallten. Es war die Glocke vom Kirchthurm der katholischen Kirche im sogenannten „Stift" zu Klingenmünster, denn es läutete „zum Erstenmale" in die Christmette.

„Seht, da drüben im Büffelsthal geht's um," sagte jetzt einer der Westricher Bauern und deutete in die schwarze Luft, denn außer der kleinen Handlaterne, welche Einer dem Zug vorantrug, drang kein Lichtschimmer durch die rabenschwarze Nacht. „Im Büffelsthal geht's um, und der † Gottseibeiuns soll in dieser Nacht seine Kirchweih drinnen halten. Und da drinnen, auf der linken Seite da, im Röxelgrund, da ist's auch nicht geheuer, wie die Münsterer davon sagen können."

„Nun, was gibt's denn da drinnen?"

„Da geht der wilde Jäger mit dem Kopf unter dem Arm. Es haben ihn schon viele Leute gesehen, wie er durch das Gebüsch streicht und seine zwei schwarzen Hunde mit ihm. Vorhin hab' ich gemeint, ich sehe ihn, aber ich könnte mich auch geirrt haben. Aber hört nur! Hört ihr nichts?"

„Nun was denn?"

„Um Gotteswillen seid still davon!“ schrieen jetzt einige Weiber voll inneren Schauers, indem sie scheu nach den genannten Seitenthälern schauten, die rechts und links vom Wege sich die Berge hinaufziehen. „Seid still, — man redet nicht von solchen Dingen!“

„Hört ihr nicht, wie's braust und rauscht drinnen im Röxel und über die weißen Felsen her! Wie's klappert und heult? Horcht nur hinüber, — und hört ihr jetzt ganz deutlich das Hundegebell? Hört ihr?“

Alles blieb voll Grauen stehen und horchte. Es war wirklich wahr: ein unheimliches Rauschen und Brausen ging durch die Luft und dazwischen erklang ein helles Klappern und ein dumpfes Hundegebell. Der Sturm brauste stärker durch die Föhren dicht am Wege und auf den Bergen, und mehr als ein Mund sagte jetzt:

„Das ist der wilde Jäger! Haltet euch ruhig und betet.“

„Seid keine Narren und macht, daß wir weiter kommen,“ sagte jetzt der Cyriak mit barscher Stimme. „Es nimmt mich wirklich nicht Wunder, wenn die Münsterer uns Westricher für so dumm halten.“

„Nun, du hörst doch selber das Bellen und

Klappern, das Brausen und Rufen in der Luft," warf ihm einer ein.

„Ja freilich hör' ich's. Die Bäume rauschen im Winde und der Fuchs heult im Röxelgrund. Und dort braust und klappert es von der Sägmühle her und der Mühlhund bellt dazwischen. Was ist denn da für eine Gefahr dabei?"

Mehrere der vernünftigen Leute gaben ihm recht, aber der rothe Hannjob, der die Geschichte mit dem wilden Jäger aufgerührt hatte, sagte:

„Ja, ja, Cyriak, du bist auch einer von denen, die's Gras wachsen hören. Du hast auch die Weisheit mit Löffeln gefressen, daß vor lauter G'scheidheit dir der Glauben aus'gangen ist. Du bist auch einer von denen, die's den Münsterer Reformirten und Lutherischen nachsagen: es gibt keine Gespenster. Aber das laß ich mir doch nicht nehmen, daß in dieser Nacht der Teufel los ist, und daß seine Helfershelfer — die Hexen und Heiden — gar oft schon ehrlichen Christenleuten einen Massick, einen Wechselbalg in die Wiege gelegt und dafür das Kind derselben mitgenommen haben!"

Die gute Frau Amy zitterte bei diesen Worten an Leib und Seele, denn sie dachte an ihre Kin-

der und an ihre unerklärliche Angst. Aber der Cyriak sagte:

„Ja, Hannjob, mir ist schon oft genug vorgekommen, als sei'st du so verwechselt worden.“

Da lachten Alle laut über den Hannjob und der Cyriak fuhr fort: „Spaß bei Seite, Hannjob, mach' mir den Gaul nicht scheu mit deinen dummen Märchen. 's ist Alles nichts. Ich war schon zu jeder Stunde der Nacht und auch auf Weihnachten an den unheimlichsten Plätzen im Walde, am Hunnenfels und in der rothen Hohl' und wo du's haben willst und ist mir noch nie etwas begegnet, als höchstens ein Hambacher Holz- und Wilddieb oder streunende Zigeuner, die bei uns Heiden heißen, wenn sie auch keine sein wollen. Wenn's heut zu Tage noch Gespenster gibt, so sind's diese Zigeuner, die ohne Rast und Ruhe im Land umherstreichen nnd die Nacht für ihren Tag halten. Sonst gibt's keine Gespenster, das laß dir gesagt sein, Hannjob, — aber nichts für ungut!“

Der Hannjob sagte nichts mehr, hing den Kopf und ging weiter vorwärts im Zug zu denen, die unmittelbar der Laterne folgten, welche einen schwachen rothen Schimmer auf den schmutzigen Weg und die

nächsten Föhren an der Bergwand warf. So kam man an den Münsterer Mühlen, am Schloßberg und an den Steinbrüchen vorbei durchs Thal nach Münster. Es war schon spät in der Nacht, so gegen elf Uhr, als man im „scharfen Eck“ ankam, wo noch viele Häuser Licht hatten, denn in jenem Theile von Münster wohnten die meisten Katholiken. Es läutete eben zum Zweitenmale in die Christmette und viele Leute gingen schon mit den Westrichern die Steingasse hinab in's Dorf, wo man in bekannten Häusern oder auch in Wirthshäusern beim Glase Wein dem letzten Glockenruf in der Mitternachtsstunde entgegenharrte. Andere aber blieben noch im traulichen Gespräche am warmen Ofen daheim, während Cyriak und seine Frau zu dem Kaufmann „Gersching“ hineingingen, dessen Laden in der Christnacht wegen der Westricher Bauern bis Mitternacht offen stand.

Dort kauften sie dem Friederle und Evenkätherle Lebkuchen und Zuckerkistchen und kleine Spielereien, bis mit einem Male die Glocken mit hehrem Klange aus dem Stift her erschollen und die Gläubigen durch die Nacht zur Christmette riefen. Gar feierlich tönte der Glockenklang, indeß die Gemeinde zur Kirche wallte. Die weite, weiße Kirchenhalle war er-

hellt von hundert Lichtern und Kerzen; bunte Lampen hingen an den Altären, und ein bläulicher Schein zitterte über dem Altare des Schutzheiligen, des Erzengels Michael, der auf einem großen Bilde, den Höllenfürsten bändigend, über dem Altare schwebte.

Cyriak und Frau Amy traten hinein, tauchten andächtig die Hände in den Weihkessel und bespritzten sich, — die Orgel tönte in vollen Klängen durch die weite Halle, und heilige Weihnachtsgesänge erfüllten die Kirche und die Herzen. Laut dröhnte das „Te Deum laudamus!“ und „Gloria in excelsis Deo“ an die Mauern; vorn aber vor dem Hauptaltar stand ein Kripplein mit dem Jesukinde und die katholischen Schulkinder von Münster traten jetzt vor und sangen in kindlicher Weise:

„Wie leuchten heut die Sterne,
Wie schön erglänzt die Nacht!
Kommt schon der Tag von Ferne?
von Ferne?
Und kaum ist Mitternacht.

In Wolken hör' ich singen:
Excelsis gloria!
Es thut so herrlich klingen,
ja klingen,
Als wär der Himmel nah.

Der Himmel ist gekommen
Zur Erde heute Nacht,
Deß freu'n sich alle Frommen,
ja Frommen,
An seiner reinen Pracht.

Das Kindlein bringt den Himmel,
Das uns geboren ist,
Das Kindlein in den Windeln,
ja Windeln,
Im Stall der heil'ge Christ.

Nimm hin der Kinder Gaben
Du liebes Jesulein.
Wir geben, was wir haben,
ja haben,
Das Herz ist auch noch dein!

Und wenn wir einmal sterben
Und du sollst Richter sein,
Nimm uns zu deinen Erben,
ja Erben,
Führ' uns zum Himmel ein.

Dort wollen wir Dich loben
In größter Herzensfreud',
Hoch in dem Himmel oben,
ja oben
In alle Ewigkeit." —

Und dann sang wieder die Gemeinde ihr Loblied. Aber der Cyriak betete ganz stille vor sich hin. Er betete: Gott möge ihm und seinem Hause Glück schenken und seine Kinder brav werden lassen. Gott

möge sein Haus ansehen, daß es nicht untergehe, denn es werden böse Zeiten kommen, wo man des Herrn Schutz bedürfe, und er möge ihm einen Engel senden, der über seinen Kindern und seinem Hause Wache halte. Das betete er so inbrünstig und herzlich, daß, als er fertig war, ihm däuchte, er hätte mit Gott unmittelbar geredet und der Herr hätt' es ihm zugesagt, einen Engel des Heils in sein Haus zu senden. Dann betete er noch mit seiner Frau Amy vor dem Jesuskinde, das mit seinen gekräuselten Haaren lächelnd in der Krippe lag, und sie dachten an ihre Kinder daheim und empfahlen sie dem himmlischen Schutze. Dann gingen sie mit einander andachtsvoll zur Kirche hinaus, vereinigten sich wieder mit den Leuten aus dem Westrich und wanderten die Steingasse hinauf und den Weg in's Thal hinein, wo das Dörfchen liegt, in Gottes Namen nach Hause.

Zweites Capitel.

Wie der Engel aussah.

Es war schon zwei Stunden nach Mitternacht, als die Leute wieder in ihr stilles Dorf zurückkamen.

„Gute Nacht! Glückselige Weihnachten und behüt' euch Gott," sprach eines zum andern. Cyriak und seine Frau gingen schon die hölzerne Treppe ihres Hauses hinauf, müd' und frierend. Da sagte die Frau Amy:

„Hat die Großmutter wieder die Thüre offen gelassen. Sieh, sie steht sparrenweit auf. Wie leicht konnte jemand hinein gehen!"

„Ja, es ist eine Unvorsichtigkeit," erwiederte Cyriak. „Jedoch, sei ruhig darüber: stehlen kann man uns nicht viel und etwas hineintragen wird auch Niemand wollen. Die Leute haben in unserem Dorfe nichts übrig." —

„Die Kinder sind wach geworden, Cyriak, hörst du?" Mit diesen Worten trat die Mutter in die Stube. Aber sie mußte sich getäuscht haben. Die Kinder schliefen auf das Beste, — man hörte es an ihrem leisen Schnarchen. In der Stube war es stockfinster, aber auf dem Stubenboden hörte man etwas rutschen und rauschen.

„Horch, 's ist etwas in der Stube!" sagte jetzt die Mutter wieder. „Hörst du nicht?"

„'s wird eine Katze sein," entgegnete der Vater.

„'s ist keine Katze. Schlag' doch einmal Licht!"

„Gleich, gleich!"

„Ich glaub', es rutscht ein Kind im Zimmer herum. Evenkätherle, Friederle!" rief die Mutter, „ist's Jemand von euch?"

Aber es gab keine Antwort. Da bückte sich die Mutter ängstlich nieder: „Es wird doch keinem der Kinder etwas passirt sein. Es wird doch keines zum Bett herausgefallen sein? Um Gottes Willen, es ist das Friederle!" rief sie jetzt, da sie das Kind zu ihren Füßen vom Boden nahm und es auf den Tisch hob. „Friederle, was fehlt dir, warum red'st du nicht?"

Die arme Frau Amy wurde außerordentlich ängstlich, denn der Vater brauchte zu lange Zeit zum Feuerschlagen. Aber endlich war der Schwefelfaden angezündet und mit ihm die Oellampe zum Brennen gebracht. Selbst ängstlich geworden eilte der Vater zum Tische und leuchtete dem stillen Kinde in's Gesicht.

„Heilige Maria und Joseph!" schrie jetzt die Frau Amy auf und setzte voll Schrecken das Kind auf den Tisch nieder. „Das ist nicht unser Friederle!"

Der Vater leuchtete mit dem Lichte näher, und als er so dem Kinde in's Gesicht sehen konnte, da wußte er auch nicht, was er sagen sollte.

„Das ist nicht das Friederle,“ fing er dann an, aber die Mutter schrie in einem fort und rang die Hände.

„Was ist das für ein Kind! Was ist das für ein Kind! — Man hat es mit meinem Friederle verwechselt. Man hat mir einen Wechselbalg gebracht! O Gott, warum bin ich nur aus dem Hause in dieser Nacht, wo die Geister kettenlos sind!“

„Nun, das wäre mir das Rechte,“ fiel jetzt auch der Waldhüter ein, indem er nun doch erblaßte. Was seine Frau in der Angst vergaß, das that er, — er trat mit eiligen Schritten zu dem Bette hin und leuchtete. Aber da lagen zu seinem größten Troste das Friederle und das Evenkätherle ganz ruhig in den Kissen und ein schöner Traum schien über ihnen zu schweben. Neben dem Bette im alten Strohstuhle saß die alte Großmutter, das weiße Haupt mit der Ziehhaube an das Bett der Kinder gelehnt und schnarchte drauf los, als würde es ihr bezahlt.

„Nun Gott sei Dank, unsre Kinder liegen im Bett gesund und wohl, Amy!“ sagte er mit einem tiefen, erleichternden Seufzer zu seiner Frau, die halb ohnmächtig vor Schreck und Jammer auf die Wandbank zurückgesunken war. „Das Friederle ist

uns nicht gestohlen, tröste dich, Amy, — es liegt ganz gesund im Bett. Sieh' nur selbst!"

Diese Worte gaben der armen Mutter Kraft und Besinnung wieder, sie eilte an das Bett ihrer Kinder und vergoß Freudes- und Dankesthränen, da sie dieselben ohne Schaden im Traume liegen sah.

„Aber jetzt möcht ich doch wissen, was es hernach mit dem Kinde ist. Komm' nur, Amy, und sieh' einmal den fremden Buben da an," sprach der Vater jetzt wieder und leuchtete dem stillen Kinde in's Gesicht. „Wie ist nur der da hereingekommen? Was soll denn mit dem werden? Schau nur, Amy, die pechschwarzen Haare und das braune Gesichtchen! Die schwarzen rollenden Augen! Wie es uns so zutraulich anschaut, als kenne es uns! Was ist denn da nur vorgegangen?"

Auf dem Tische saß das Kind mit den Fingern im Munde und blickte ganz freundlich nach den erstaunten Leuten. Sein Haar war in der That pechschwarz und das Gesicht, wenn auch sehr braun, doch recht anmuthig und lieblich. Es hatte nur ein Hemdlein an, das seine braunen Glieder deckte. Während die eine Hand auf seinem Munde lag und der Zeigefinger darinnen spielte, hielt die andere etwas zwi-

schen den kleinen Fingern und lag ruhig auf dem Hemdchen.

„Es ist wahrhaftig ein Heidenkind, — ein schwarzer Zigeunerbub'," fing der Waldhüter wieder an. „Was ist denn jetzt da nur vorgegangen?"

Das sollte man bald erfahren. — Bei dem fortwährenden lauten Reden erwachte die Großmutter im Lehnstuhle, rieb sich die Augen und starrte den Waldhüter und seine Frau an.

„Ach, ihr seid's!" sagte sie dann, zufrieden, dieß entdeckt zu haben.

„Ja, wir sind's. Wer sollen wir denn sonst anders sein?" fragte der Waldhüter.

„Ich hab' gemeint, ihr wäret die Zigeuner, von denen ich geträumt habe."

„Geträumt? Was habt ihr denn geträumt, Großmutter?'

„Nun mir träumte, ihr beide wäret zur Christmette gegangen und hättet mich mit den Kindern allein gelassen. Da seien Zigeuner gekommen, hätten den Schrank aufgemacht, die zwei Laibe Brod herausgenommen und den Weihnachtsschinken, den der Cyriak vor acht Tagen gekauft hat, dazu. Dann

wären sie fort und hätten einen kleinen Buben zurückgelassen. Das träumte mir."

„Das war kein Traum, Bomben und Granatensak — —" fluchte jetzt der Waldhüter und sah nach dem Schranke. Der stand offen und richtig — die zwei Laibe und der Schinken waren fort. Der Waldhüter stand eine Zeitlang sprachlos, dann aber fing er wie ein Türke an zu fluchen und zu toben.

„Da — da haben wir's!" fing er an. „Da haben wir's jetzt! Heilig Millionentausend — Gott verzeih' mir meine Sünden, aber soll man da nicht aus der Haut fahren! Ist das nicht eine Frechheit ohne gleichen! Holen mir die Spitzbuben Schinken und Brod und zahlen mir's mit einem Zigeunersbuben. Ist denn das auch noch erhört worden! Was soll ich denn anfangen mit dem schwarzen Schlingel? Der einzige Schinken, auf den ich mich so freute, fort — gestohlen! Hätten sie doch lieber die Grundbeeren aus dem Keller gestohlen! Aber den Schinken! — Herrgott —" und er fing wieder an nach Noten zu donnern.

War es ihm auch zu verübeln, daß er böse war? Gewiß nicht. Und so meinte er auch volles Recht dazu zu haben und übte dieses Recht aus. In hef-

tigster Erregung ging er im Zimmer auf und ab, sah einmal nach seiner Frau, die noch immer bei ihren Kindern am Bette stand, das anderemal nach dem offenen Schrank, — bald auf die alte verblüffte Großmutter, bald nach dem kleinen Fremdling, der still und ruhig, ohne sich zu rühren und zu mucksen und ohne sich auch zu fürchten, auf dem großen Eichentische saß. Nur hie und da wandte er sein Auge von einem Gegenstande zum andern, während der Waldhüter wie rasend auf und ab schritt.

„Na, na, na! Das wäre mir das Rechte! Schinken und Brod stehlen und einem den Buben in's Haus werfen, ist das auch erlaubt? Und noch dazu in der heiligen Nacht! Da haben wir jetzt das rechte Christkindel, — da haben wir's. Sieh, Amy, da hast du jetzt etwas — Himmel thu' dich auf! Da nimm dir 'raus! Was willst du mehr?"

So in seiner Aufgeregtheit und zornigen bittern Stimmung griff er zur spöttischen ironischen Ausdrucksweise, wie man es öfters bei Leuten, die im höchsten Unmuthe sind, hören kann.

„Meinen denn die Galgenkinder, wir hätten nicht Kinder genug?" fuhr er dann fort. „Was soll ich denn anfangen mit dem krausköpfigen Massick da?

Weiß so nicht, wo ich das Brod für meine eigenen Kinder hernehmen soll, jetzt schmeißen sie mir noch den kleinen Teufelsbraten in's Haus. Nein, ich möchte bersten, platzen wie eine Schweinsblase vor Wuth. Fluchen möcht' ich wie ein Fuhrknecht! — — Aber halt, was ärgere ich mich? Amy, nimm den kleinen Galgenstrick und setz' ihn vor die Thüre, — was geht er uns an!"

Da aber fing die Mutter an, die nur froh war, daß sie ihr Friederle und Evenkätherle in Sicherheit wußte.

„Cyriak!" sagte sie ernst, „Cyriak, was fährt in dich? Versündige dich doch nicht in der heiligen Nacht mit deinen gotteslästerlichen Flüchen!"

„Was? Jetzt soll ich auch noch nicht einmal böse sein! Jetzt pappelst du mir auch noch so, Amy!" rief er und stellte sich vor seine Frau hin, indem er beide Arme in die Seiten stemmte. „Was glaubst du? Muß ich nicht Tag und Nacht mich schinden und plagen, Hitz' und Frost, Regen und Schnee ertragen, um euch Grundbeeren und Brod zu schaffen? Lauf ich nicht wie närrisch im Walde herum und gönne mir nicht einmal die Nachtruh', um mein Amt gut zu verwalten, damit ihr nicht Hunger leidet?"

„Ja, ja, du schindest dich und plagst dich für uns, — aber mit Fluchen und schelten machst du's nicht besser!" entgegnete die Frau Amy.

„Aber meint denn das vermaledeite Diebspack, das Heidenvolk, sie dürften mir diesen Balg da hereinwerfen, damit ich mich auch noch für den kleinen Freßsack plage! Himmel thu' dich auf — —" Das war jedesmal der heftigste Fluch des Waldhüters und mit demselben ergriff er seine neue Fuchspelzkappe, riß sie sich vom Kopfe, und — „Himmel thu' dich auf, ich werf' den Balg, den Heidenbuben hinaus, so wahr — — so wahr — —" Damit warf er dem kleinen Fremdling einen grimmigen Blick zu und schleuderte dann seine Kappe mit solcher Gewalt auf den Boden, daß der Staub auffuhr. Den fremden Buben rührte er aber nicht an.

„Du thust doch recht unverständig, Cyriak!" nahm jetzt seine Frau wieder das Wort, indem sie sich bückte und die Mütze vom Boden hob. „Als koste die Kappe kein Geld, wirfst du sie auf den Boden. Du bist recht unverständig!"

„Aber du bist verständig! Nun so sage, was willst du denn mit dem Kerlchen da anfangen? Sag', wenn du's weißt!"

„Wenn ich's sagen soll, nun, und wenn ich's gewiß wüßte, daß der Bube kein Wechselbalg, sondern ein armes Zigeunerkind wäre — so — —“

„Nun, das siehst du doch, daß ihm der Zigeuner aus jedem Zuge guckt. Was willst du aber sagen, Amy, was willst du thun?“

„Sieh, Cyriak, das arme Kind kann ja nichts dafür! Und so wollt' ich's gern im Hause behalten, wenn sich sein Vater nicht findet. Wo fünf essen, kann das sechste auch mitessen. Vielleicht ist's auch nur verloren 'gangen und wird bald wieder abgeholt.“

„Was du nicht sagst! — Verloren 'gangen! freilich — Kinder geh'n bei solchem Lumpenpack gar leicht verloren. Aber so seid ihr Weiber! O ich möchte sie da haben, diese Raben von Eltern, ich möchte sie unter meinen Fingern haben!“

Der Waldhüter machte eine gewaltige Faust, seine Frau aber fuhr fort:

„Ja, es sind rechte Rabeneltern, da hast du Recht. Das arme Würmlein! Siehe doch! Cyriak! es ist eigentlich doch ein recht sauberes Kind, ein recht nettes Bübchen und hat ein Paar Augen wie die vollsten Kirschen. Es ahnt wohl gar nicht, was

mit ihm vorgegangen ist. Du armes Kind — du armes Bübele!"

Das Kind, das etwa zwei Jahre alt sein mochte, saß noch immer so still und ruhig auf dem Tische wie Anfangs und sah mit gar klugen funkelnden Augen im Zimmer umher. Als aber die Mutter sich ihm freundlich näherte und es mitleidig anschaute, da nahm es die Hand vom Munde und streckte sie derselben entgegen und lachte ihr recht herzlich in die Augen. „Mütterle! Mütterle!" war sein erster Laut. — Auch der Waldhüter sah es und sein Unmuth schmolz zu seinem größten Schrecken immer mehr vor der Unschuld des Kindes. Er schaute es nur scheu an, schwieg jetzt oder sagte nur hie und da:

„Das gibt eine saubere Geschichte! Aber du lieber Gott, warum muß es denn gerade zu mir, dem armen Waldhüter kommen! 's gibt Leute genug draußen in der Pfalz, die mit leichter Mühe den kleinen Gesellen behalten könnten! Warum trifft denn gerade mich das Glück! Wahrlich, an diese Weihnachten werd' ich mein Lebtag zu denken haben!"

„Wer weiß, warum es gerade zu uns geschickt ist," fiel die gute Mutter ein. „Behalten wir das Kind, Cyriak!"

Er redete nichts, sondern ging mit sorgevollem Antlitz auf und ab.

„Behalten wir das Kind!“ sagte die Mutter noch einmal und er antwortete:

„Lieber Gott, was werden die Leute sagen! Ich gebe zu, daß wir das arme Würmlein nicht vor die Thüre werfen können. Aber — — — O diese Rabenmutter! Ich komm immer wieder außer mir, wenn ich dran denke. Stehlen die mir Schinken und Brod in der heiligen Nacht und bezahlen mir's mit einem Buben! denk dir Amy, in der heiligen Nacht!“

„Nun, du hast mir ja gesagt, wie inbrünstig du in der Christmette gebetet hast um einen Engel, der deine Kinder und dein Haus bewache.“

Cyriak stand überrascht — er hatte gar nicht mehr daran gedacht. „Aber,“ fing er jetzt ganz kleinlaut an, „das ist doch wahrlich kein Engel!“

„Wer weiß es!“ erwiederte die Frau Amy. „Wer weiß es. Gottes Engel kommen unter gar mancherlei Gestalt. Wer weiß, was Gott damit will, daß er uns den kleinen Schelm da in der Christnacht in's Haus schickt!“

Der Waldhüter sah seine Frau wieder eine Zeitlang an, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Nein, Amy, nein! du gehst in deinem Glauben wohl doch zu weit. Du bist wohl ein gutes, frommes Weib, — aber zu gut, steift des Teufels Uebermuth. Das solltest du dir auch merken. Solche Weihnachtsbescheerungen kommen armen Leuten gerade nicht angenehm; das wahrlich könnt' ich nicht sagen, daß es eine angenehme Bescheerung wäre, und — der liebe Gott da droben wolle mich vor unlieben Bescheerungen bewahren, Amy. Wir haben genug an unsern eigenen Kindern und es wird manche harte Nuß zu beißen geben, bis wir die groß gezogen haben werden. Nein, nein Amy, du bist zu gut, allzu gut!"

Und dabei hob er den Zeigefinger in die Höhe, um seine liebreiche Warnung zu bekräftigen. Aber sein Weib merkte, wie weit es schon mit ihm gekommen war und sagte:

„Sieh, Cyriak, du sagst selbst, Gott wird dir keine unangenehme Weihnachtsbescheerung geben. Wenn er dir nun dies Kind in's Haus geschickt hat, so hat er's wohl auch so gemeint, wenn wir's jetzt auch noch nicht einsehen, zu was es gut ist. Wie der Heiland in dieser Nacht geboren ward, da haben auch gar Wenige gewußt, was das Kind alles Große richten wird in der Welt. Hat uns Gott heute die-

sen kleinen Kerl geschickt, nun dann wird er wohl gewußt haben warum!"

„Aber Amy, Weib, was bringst du für Vergleiche daher!" rief abwehrend der Waldhüter. „Du wirst doch nicht glauben, was du da sagst! das Zigeunervolk, das verfluchte Heidenpack, hat uns den Buben auf den Hals geladen, — der liebe Herrgott schickt armen Leuten nicht noch Heidenkinder in's Haus! Was denkst du denn, daß du so redest!" Und dabei warf der ehrliche Cyriak den Arm aus, indem er noch hinzusetzte: „Es ist doch merkwürdig mit den Weibern!"

Die Frau Amy war etwas aus der Fassung gebracht. Es trat eine Pause ein. Das Kind auf dem Tische reckte wieder seine Händchen aus und da rief mit einmal die Frau:

„Cyriak, 's ist doch so, wie ich gesagt hab'. Da sieh, sieh nur, was das Kind in seinen Händchen hält! Wahrhaftig, das Bild unsers Herrgotts, sieh nur!"

Der Vater schaute hin, wirklich hielt der kleine Heidenbube ein kleines geschnitztes Bild des gekreuzigten Heilands in der Hand. Es war gerade keine sehr künstlerische Arbeit, sondern eben nur eines der ge-

wöhnlichen Crucifixe, die sonderbarerweise von den „Heiden“ genannten Zigeunerfamilien hinten im Gebirg geschnitzt und an die katholischen Bewohner des Gossersweilerer Thals und der Pfalz draußen verkauft werden. Dem guten Cyriak kam das unerwartet; er dachte wohl an die Legende vom heiligen Christoffel, der auch als Heide, freilich als ein großer, starker, den Heiland der Welt trug und dann ein so frommer Christ ward. Als er das nun bedacht hatte, da das Knäblein ihm jetzt auch das Bild entgegenhielt — als er dann noch dazu rechnete, wie er sich in der Christmette von Gott einen Engel erbeten, sowie daß man das arme Heidenkind doch nicht zu Grunde gehen lassen könne, da schwanden seine letzten Bedenken, und er sprach:

„Behalten wir ihn denn, wenn sich Niemand anders für ihn meldet — weil's so sein soll. Er ist vielleicht doch von unserm Herrgott — nun ja, Amy, du könntest vielleicht doch Recht haben! Er soll uns ein Herrgottsbub' sein, wenn du willst, und Christoph, oder wie wir sagen, „Stoffel“ soll er heißen. Mag es denn sein! — aber den Schinken, den frischen Weihnachtsschinken, den ich mir beim Metzger in Münster gekauft habe, und auf den ich

mich so freute, den hätten sie uns lassen sollen, die — die Spitzbuben, die!“ —

Drittes Capitel.

Was aus dem Zigeunerstoffele wird und wie der Cyriak Haus zu halten weiß.

Wenn wir nach zehn oder zwölf Jahren den geneigten Leser wieder einen Blick in das Haus des Waldhüters Cyriak zu Mönchweiler, dem kleinen Dörflein im Wasgaugebirge hinter Klingenmünster, werfen lassen, so wird er erstaunt sein über die Vermehrung der Familie des braven Cyriak. Die Kinder gedeihen in der schönen Pfalz, im Westrich auch, besonders bei den armen Leuten. Nach dem kleinen Findling kamen noch fünf kleine Geschwister, Knaben und Mädchen, — das Friederle und das Evenkätherle waren schon vorher da und so saßen täglich ihrer elf mit gutem Appetit gesegnete Theilnehmer am Mittagsmahl des Waldhüters Cyriak. Das war ein reichlicher Gottessegen, wie man die Kinder doch füglich immer noch nennen darf, und der Schloßbrunnen von Münster, in welchem die kleinen Pfannenstielchen — so heißt man nämlich die noch ungetauf-

ten Kinder — für die ganze Umgegend geschöpft werden, war noch immer nicht ausgeschöpft.

Um ein Glied war jedoch die Familie erst vor wenigen Wochen vermindert worden. Die alte Großmutter war gestorben, sie kam auf den Kirchhof unter die grünen Linden zu Silz, das weiter hinten im Thal liegt. Dort ruhte sie aus von ihrem langen Leben, und manchmal, des Sonntags beim Kirchgang, blieb der Cyriak mit seinen Kindern an dem kleinen Hügel stehen und betete ein Vaterunser für die Hingeschiedene. Die Kleinen aber sprachen noch gar oft von der Großmutter, die ihnen wundersame Geschichten aus alter Zeit erzählen und eine ganze Reihe von Reimlein hersagen konnte — mehr vermochte sie aber auch nicht mehr, denn sie war zu aller Arbeit zu schwach geworden. Ihre Mährlein und Geschichten blieben in der Familie erhalten — das Zigeunerstoffele wußte sie alle auswendig und erzählte sie den kleineren bei jeder schicklichen Gelegenheit.

Der kleine Zigeunerbube war überhaupt ein merkwürdiges Kind. Sein rundes, braunes Gesichtlein, seine funkelnden schwarzen lebhaft rollenden Augen, sein munteres bewegliches Wesen und Treiben sahen sich höchst anmuthig und possierlich an. Das

Bübchen schien zu fühlen, daß es dem Waldhüter und seiner Frau zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet war — es that Alles, was es denselben an den Augen absehen konnte. Ging man zum Essen, so blieb das Kind still in der Ecke stehen, wenn die anderen Kinder sich setzten, bis der Vater sagte:

„Stoffele, komm', setz' dich und esse dich satt!"

Es wollte immer warten, bis alle anderen satt seien, und aß es dann, so leuchtete ihm die Dankbarkeit aus den Augen. Es schien sich eben nur als geduldet in der Familie anzusehen und es war in der That rührend, sein Wesen dabei zu beobachten. Vater und Mutter behandelten es dagegen wie eines ihrer eigenen Kinder, ja bewiesen dem armen braunen Tröpfchen viel mehr Schonung und Nachsicht, als ihren anderen Kindern, denn das vater- und mutterlose Kind dauerte sie von Herzen und sie wollten ihm weder seine Abkunft noch seine Verlassenheit entgelten lassen. Von Unarten hatte das Kind wenige an sich und sie entsprangen meistens nur aus seinem Dankgefühle. So zeigte sich seine Crispin-Natur darin, daß es sogleich die Kirschenbäume auf fremdem Boden erstieg, wenn eines der Kinder nach Kirschen verlangte, oder es brachte Eier, Aepfel und Zwetschen

nach Hause mit leuchtenden Augen. Daher ward es von dem Vater einige Male empfindlich bestraft, und es fühlte zum erstenmale, wie wehe Schläge thaten. Von nun an übernahm es gar oft die Schuld und Strafe für das Friederle und Evenkätherle, und als die Kinder endlich bekannten und der Vater das braune Bübchen befragte, warum es die Schläge aushalte, meinte es, „sie thäten dem Evenkätherle gar zu wehe!“

In der Schule lernte es vortrefflich. Es wurde seinen Mitschülern nicht böse, wenn sie es „Zigeunerle, Heidenbub“ schmähten. Nur um des Friederle willen fing es wohl auch Händel an. Erst in späteren Jahren fühlte es das Schimpfliche seiner Abstammung in den Augen der Menschen. Nach und nach hatte es seine Unarten unter der strengen Zucht abgelegt, verwendete all seinen Witz auf nützliche Thätigkeit im Hause, und als das zehnte Glied der Familie, war es bald ein liebes unentbehrliches Glied.

Zehn Leute essen täglich etwas Schönes zusammen, das merkte der brave Cyriak wohl. Es ging ihm oft genug die Noth an den Kragen, dennoch hatte er es noch nicht erleben müssen, daß sich seine Kinder hungrig in's Bett legten und, auf dem Lager

sich wälzend, um Brod schrieen, wie droben in dem armen Gebirgslande schon damals solche Klagetöne aus den Hütten dringen mochten. Der Cyriak hatte mehrere Hausmittel, mit knapper Noth bei allem kargen Verdienst dennoch auszukommen. Das erste war sein Vertrauen auf Gott und auf die eigene Kraft; beides verließ ihn nie in keiner Drangsal. Dann hatte er tüchtige Manneskräfte, so daß er auch etwas mehr thun konnte, als ein anderer jener abgeschwächten Gebirgsleute. Neben seinem Dienste im Walde fand er hie und da noch Zeit, seine paar Kartoffeläcker zu bebauen; seine älteren Kinder halfen da wacker mit, denn sie lernten früh arbeiten. Dann hatte ja der Cyriak sein braves Weib, die Amy — das war ein großer, ja wohl der größte Schatz für ihn; denn ein frommes Weib in jeglicher Noth neben sich ausharren und nach allen Kräften das Haus erhalten zu sehen, das ist ein Trost und eine Ermunterung ohne Gleichen auf dem harten Lebenswege, am meisten aber in der niedern Hütte der Armuth, wo der edle, herrliche Theil des Weibes so leicht untergehen kann. Die Frau Amy war ein vortreffliches Weib, eine vortreffliche Mutter; sie verdiente es, wie keine andere, brave Kinder zu haben, und sie

hatte sie auch. — Genügsamkeit war auch ein Hauptmittel im Hause gegen übergroße Noth. Die Kinder waren ohnedies gewöhnt, sich an Geringem und Wenigem satt zu essen, wollten auch nie mehr als eben satt sein und wenn sie nur halb satt waren, so schliefen sie um so besser. Sie legten sich dann zu Bette mit dem Kinderliedchen:

„'s macht unsrer Mutter Kummer,
Daß wir so viele sind;
Drum wollen wir fleißig beten
Und kleine Mümpfeln essen,
Dann geb'n wir brave Kind'" —

das sie leise vor sich hin sangen. Morgens Kartoffeln in der Suppe, Mittags Kartoffeln geschnitzt und Abends Kartoffeln gesotten bildeten das tägliche Gericht, und es schmeckte jedesmal vortrefflich. Daß die Kartoffeln ungesund seien, zeigte sich bei den Kindern nicht; frische Luft und Bewegung half gegen ihre etwaige schädliche Wirkung.

Was nun den Waldhüter selber betraf, so hatte er sich das Rauchen schon lange abgewöhnt und Branntwein trank er gar keinen mehr; denn er meinte, für den Durst sei das Wasser eine vortreffliche Arznei. Das konnten die übrigen Bauern im Westrich nicht begreifen und sie zuckten die Achseln

über den Cyriak, wenn sie des Sonntags beisammen saßen, ihren Höllenknaster schmauchten und das Schnappsgläslein küßten. Und wenn ihn einer darüber befragte, sagte er wohl auch:

„Ja, wie ich ledig war, hat mir das Pfeifchen auch geschmeckt, aber jetzt mag ich keinen Kreuzer mehr in Rauch aufgehen lassen, weil es nicht nöthig ist und weil sich's nicht leidet, wenn man ein Haus voll Kindern hat. Den Schnapps hab' ich nie gemocht; Wasser schmeckt mir besser, es ist auch wohlfeiler, der liebe Gott gibt's umsonst. Kann man sparen, geht's einem nicht so gar schlecht!"

„Nun, da hätte ich doch lieber den Zigeunerbuben aus dem Haus geworfen," meinte der rothe Hannjob einmal. „Es geht dir freilich nicht schlecht, Cyriak, du bist Waldhüter, kannst also leicht fremde Kinder in's Haus nehmen, denn ich weiß wohl, daß da mancher Thaler springt, wenn einer der reichen Bauern draußen in's Holz fährt, um etwas mehr aufladen zu dürfen, als man ersteigert hat. Und die Münsterer sind auch nicht geizig mit ihrem Wein, da wird dir das Schoppenglas aus jedem Fenster gereicht, wenn du hinaus kommst, he!"

Das hatte der Hannjob mit höhnisch pfiffiger

Miene gesagt und der Cyriak verstand ihn. Er sah ihn mit dem Blick der Verachtung an, den die Redlichkeit bei schlechter Nachrede jedem Ehrlichen verleiht. Aber er mußte doch auch etwas dazu sagen, und so erwiederte er:

„Wenn ich ein lediger Bursche wär', würd' ich dir für diese Rede etwas hinausgeben mit der da!" der Cyriak wies seine starke, knochige Rechte flach hin und fuhr dann fort: „Aber es ist nicht der Mühe werth, da du recht gut weißt, daß du gelogen hast. Wenn mir der Herr Revierförster, oder der Herr Schulmeister, oder der oder jener Bürgersmann von Münster einen Schoppen Wein einschenken läßt, so thun sie's, weil sie wissen, wie gut das einem armen Mann thut, der's ganze Jahr keinen Kreuzer unnöthig ausgeben darf. Ich nehm's auch mit Dank an und Gott vergelt's den guten Leuten. Einer, der was Schlechtes im Sinne hat, bietet mir's schon gar nicht an, denn man kennt mich draußen in Münster als einen braven, ehrlichen Kerl, der sich nicht abfüttern und voll machen läßt, damit dann ein Auge zugedrückt wird, wenn sie in den Wald fahren, Holz zu holen. Ich bin keiner von denen, Hannjob, das weißt du und die ganze Welt; ich bin nicht, wie du vielleicht

auch sein würdest, wenn — du wirst wissen, was ich sagen will und wirst mich hoffentlich jetzt in Ruhe lassen, sonst fliegen dir einmal da meine braune „Doben"*) um die Augen, daß dir der rothe Saft herausfährt!"

Das war so hingesagt und der Hannjob schwieg und kratzte sich in seinen rothen Bürsten; der Cyriak ging aber heim zu seiner Amy und seinen Kindern und bei Tische sagte er blos so für sich hin:

„Es ist ein Sprüchwort, aber auch ein wahr' Wort: Rothe Haare wachsen auf keinem guten Boden! Aber was der gesagt hat, denken vielleicht Viele. Da soll doch das Heiligkreuz —"

„Nun aber, Cyriak, ist das dein Tischgebet?" unterbrach ihn die Mutter. „Wie kannst du nur so fluchen in Gegenwart der Kinder! Was hast du denn?"

„Hm, du weißt ja, Jeder hat seine Neider!" erwiederte er. „'s gibt halt Leute, die mir den Waldhüterdienst nicht gönnen!"

„Ach, so laß sie reden, die falschen Zungen!" sagte Frau Amy und gab ihm die schönsten Kartoffel-

*) Pfoten, hier statt Finger oder Hände.

schnitze hinaus. Und still wurde fortgegessen und Allen schmeckte es.

Die warme Mittagssonne schien hell in das weiß angestrichene niedrige Wohnzimmer. In der getäfelten Ecke hing noch jenes Crucifix, das der kleine Heidenbube mitgebracht hatte, und als man fertig war mit Essen, standen Alle auf und der Herrgottsbube schlug die Augen nach dem Bilde des Erlösers auf und sprach das Dankgebet. Vater und Mutter und die Kinder alle beteten leise mit. Darauf wandte sich das Zigeunerstoffele um, griff schnell wieder nach seinem Messer und einem Stückchen Birkenholz und sagte:

„Ich will heute noch ein halbes Dutzend hölzerner Kochlöffel fertig machen. Morgen geh'n wir dann nach Münster und verkaufen, was wir haben. Das gibt diesmal viel Geld, nicht wahr Friederle und Evenkätherle?"

Die beiden Kinder nickten bejahend zu, und das Friederle sagte:

„Du wirst die Löffel nicht ganz mehr fertig bringen, denn du hast mir an meinem Dutzend Holzschuhe und dem Evenkätherle an ihren Besen geholfen und mußt recht müde sein."

„Ja ruh' aus, Stoffele!" sagte das Evenkätherle, „du hast genug gethan!"

„Nein, nein, die Löffel müssen noch fertig werden; die Frau Schulmeisterin, die Frau Bürgermeisterin, dem Herrn Pfarrer seine Köchin und die Leute in den Mühlen hatten schon vorgestern kaufen wollen, wenn ich noch welche bei mir gehabt hätte."

Und der Bube schnitzte mit überraschender Gewandtheit drauf los. Vater und Mutter lachten über den Eifer des schwarzen Stoffele und der Cyriak sagte zu seiner Frau:

„Hab' mein Lebtag nicht geglaubt, daß ein Zigeunerkind so gut gerathen könne, wie das Stoffele. Sieh' nur, wie er Eifer hat, uns unsere Last zu erleichtern; wie die schwarzen Augen funkeln und die braunen Hände sich rühren. Er ist wahrhaftig wie ein Hausgeistchen; allen hilft er bei jeglicher Arbeit, und nebenher verdient er durch seine Schnitzelei dreimal soviel, als er kostet. Es ist wahrhaftig ein Glück, daß wir ihn haben, besonders seit die Großmutter todt ist. Wie kann er nur den Kindern schön erzählen, wie hängen sie nur an ihm! Und sieh', hab' ihm kaum gezeigt, wie man Löffel schnitzt, kann er's schon besser als ich selber. Gib Acht, Amy, aus dem

wird noch etwas und er lernt auch noch solche „Herrgöttchen“ schnitzen, wie das da oben in der Ecke, das er mitgebracht hat.“

„Ja,“ sagte die Amy, „'s ist ein grausam gescheidter Bube! Wenn wir es machen könnten, so wollt' ich sagen, wir wollen das Stoffele zu dem Pfarrer von Schwanheim dahinten thun, der in seiner freien Zeit so schöne Bilder in Stein haut. Unser Herrgottsbube könnt' Bildhauer werden und Grabsteine meiseln — das wär' was!“

„Nein, nein,“ sagte der Vater. „Ich denk', wir behalten die Kinder beisammen; das Stoffele soll bei uns im Hause bleiben. Aber es soll sich nicht überarbeiten, heut' soll es Ruhe haben; ich nehm' die Kinder alle mit mir in den Wald, da weiß ich einen Platz voll der schönsten Heidelbeeren.“ Und sich zu den Kindern wendend, sagte er: „Also Stoffele, laß jetzt das Geschnitzel, Friederle, Evenkätherle, Hannsel, Jergsimmerle, Bärbele, nehmt Teller und Häfchen und geht mit mir in den Heidelbeerenwald. Da könnt ihr Heidelbeeren essen, soviel ihr wollt und könnt der Mutter und dem kleinen Amyle und dem Jäckele in der Wiege dorten noch viele mitbringen.“

Und die Kinder sprangen nach allen Häfen und Töpfen im Hause, nahmen auch das Gießblech mit, banden sich die Geschirre fest an den Leib, wie es die Kinder in meiner Heimathgegend thun, wenn sie in den Heidelbeerenwald gehen. Und dann hüpften die kleinen Baarfüße neben dem Vater her, der, auf seinen Spießstock gestützt, den Bergpfad hinaufstieg. Es ging dem hohen Treitelsberg zu, wo der Münsterer Wald mit dem von Mönchweiler zusammengrenzt. Dort, wo der Hunnenfels wie ein ungeheurer Thurm hoch in die Luft ragt, war ein Plätzchen zwischen den niedrigen Föhren und Eichenhecken von lauter hohen, grünen Heidelbeerstauden, an denen große schwarze Beeren hingen.

„Da bleibt und pflückt!“ sagte der Waldhüter zu seinen Kindern. „Ich will jetzt weiter meinem Dienst nachgehen. Stoffele und Kätherle gebt auf die Kleinen Acht, Abends hol' ich euch wieder ab.“

Und während der Vater weiter in den Wald hineinging, seines Dienstes zu warten, ließen sich die Kinder jubelnd in den Heidelbeerenstauden nieder, aßen und pflückten in die Geschirre, so viel sie nur wollten. Es war ein gar schöner, herrlicher Sommertag, und blau und warm lag die milde Luft der

Rheinlande über dem Gebirge. Außer den Kindern des Waldhüters waren noch viele andere im „Heidelbeerenwalde,“ besonders viele von Münster, das draußen am Fuße des Berges liegt. Heißt man doch wegen der Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie in die Heidelbeeren ziehen, die Münsterer in der ganzen Gegend nur die „Heidelbeerenschnitzer.“ Die westlichen und südlichen Halden des Treitelberges, der ganze Röxelgrund bis hinüber zu den weißen Felsen hallten wider von den Kinderliedern der Buben und Mädchen im Heidelbeerenwalde, und über's tiefe Thal herüber von den dunkeln jenseitigen Bergen, von der „hohen Tann“ und dem Abtskopf, aus dem Kehrteich und von der „finstern Buch'“ her, schollen fern und ferner die Lieder und Rufe der kleinen Heidelbeerenschnitzer und verhallten an den Bergwänden und in den Waldschluchten langsam und leise verschwebend. Dazwischen brausten und rauschten die Mühlen im Thal bald leiser, bald stärker, je nachdem der Wind ging; hie und da klang die Axt eines Holz holenden Burschen aus dem Walde drein; heller aber noch die Hämmer und „Zweispitzen“ de Steinhuer aus den Münsterer Steinbrüchen über'm Mühlenthal und lockten den Widerhall aus den Abhängen und Berg-

schluchten. Dort üben aber bei den großen hohen Föhren im „Röxel“ rief der Guckuck hundertfältig seinen Ruf und die Schwarzamsel in den kleinen Buchen sang so schön und herrlich den andern Waldvögeln vor, daß diese all' sich bestrebten, es ihr und den singenden Kindern gleich zu thun. —

Mit welchem Vergnügen erinnere ich mich an die seligen Tage meines Kinderlebens, wo wir mit Eichhörnchen und Rothkehlchen um die Wette fröhlich waren unter den grünen Waldbäumen beim Beerensammeln! Ich hätte viele Geschichten zu erzählen aus dieser seligen goldenen Zeit, viele Sommergeschichten und Waldmärchen — ich werde sie euch vielleicht einmal vorerzählen. Für jetzt aber wollen wir zurück zu den Kindern des braven Waldhüters von Mönchweiler und zu dem braunen Herrgottsbuben, die dorten am Fuße des hohen Treitelberges nächst dem mächtigen Hunnenfelsen in den Heidelbeerenstauden nach den schwarzen Früchten suchten.

Die Kleinen hatten sich bald satt gegessen an den Heidelbeeren und saßen schon müde und mit blau gefärbten Lippen und Händen mitten unter den grünen Stauden. Friederle und Evenkätherle pflückten noch emsig drauf los, aber das braune Stoffele hatte

schon mehr gepflückt, als sie beide zusammen. Nun waren alle Töpfe voll, auch das Gießblech, aber der Vater war noch nicht da. Weiter hinten im Gebirge am Lindelbrunner Schloß und den Felsen von Schwanheim stieg schon der Abendrauch der Dörfer des Gossersweilerer Thales auf und die Sonne warf fast wagrechte Strahlen auf die Berghalden herüber; aus den Münsterer Wäldern hallte schon überall das Kinderlied, mit dem die Kleinen aus dem Heidelbeerenwald heimziehen. Es ist immer das Zeichen zum Aufbruch, und wird es von einer „Trupp" angestimmt, so hallt es bald durch Wald und Thal, von allen andern nachgesungen. Es heißt im Dialekt:

„Heeme zu, die Zeit esch do,
Der Hellbeerewald esch grü' unn blo,
Weiß voll Stäb,*)
Grü' voll Läb,
Blo, blo, blo voll Hellbeere!"

Von allen Seiten, von der Kuppe des Treitelberges und jener des Abtskopfes hallte dieses Liedchen schon; Stoffele aber hatte sich zu den kleinen Kindern des Waldhüters gesetzt, das Bärbele legte müde sein Köpfchen auf dessen Knie, das Jergsimmerle

*) Stäb und Läb — Staub und Laub.

lehnte sich an seinen Arm, das Hannsel saß ruhig daneben und aß immer noch Heidelbeeren aus dem Gießblech, Friederle und Evenkätherle setzten sich auch müde nieder und so erwartete man den Vater. Das Stoffele aber fing an zu erzählen, zu sagen und zu singen, und während die ganze Luft erfüllt war von dem Jubel der heimziehenden Kinder und der lustigen Waldvögelein, ertönten droben zwischen dem Gebüsch am Hunnenfels die Kinderreime:

„Dort oben im Himmel
Singen Engelein so fein,
Singen auf und singen ab und
Schlagen Trillerle drein!"

Die Kinder sangen es dem Stoffele leise nach, während von der westlichen Seite des Treitelberges herab mehrere Münsterer Buben stiegen mit gefüllten Häfen und Töpfen. Als die das leise, singende Geflüster in den Hecken hörten, schlichen sie sich näher hin.

„Es sind Mönchberer*), guck, das Zigeunerstoffele und dem Cyriak seine Kinder!" flüsterte einer dem andern zu. Denn das Zigeunerstoffele war bekannt in Münster, da es oft genug hinausgekommen

*) Mönchberer — Mönchweilerer.

war, Holzschuhe, Besen und dann hölzerne Löffel auszubieten. Wären es andere Kinder von Mönchweiler, Silz oder Waldhambach gewesen, so hätten die Buben vielleicht gerufen: „Ihr Kreuzköpfe, ihr katholischen! Ihr westricher Dudelsäck!“ und die Geschmähten hätten geantwortet: „Ihr lutherischen Dickköpfe! Ihr reformirten Heidelbeerenschnitzer!“ wie das oft genug zwischen den Kindern von Münster und denen der katholischen Dörfer im Gebirge beim Waldgehen zu Streitigkeiten führt. Aber dem Zigeunerstoffele wollten auch die bösen Buben nichts zu Leide thun, und die, welche dorten hinter den Hecken lauschten, waren keine von den schlimmsten. Sie lauschten nur, und das Zigeunerstoffele erzählte eben die Geschichte von selbigem fremden Manne, der einmal draußen in den Weinbergen von Münster den Kindern begegnete, die das Christkindelsgeschenk über Feld trugen. Eben sprach er die Reime:

„Wer bist du, armer Mann? —
Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heilige Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich sieht, der hat mich lieb und werth!“

Die horchenden Buben schuckerte und schauderte es ordentlich, so ernst und feierlich erzählte und sang

das Stoffele. Dieser wiederholte die Verse — da fiel der Schatten eines Mannes über die Hecken. Die lauschenden Buben sahen auf und stoben mit einem Angstschrei die Berghalde hinab. Da schauten auch die Kinder des Waldhüters, so unvermuthet in ihrer traulichsten Stimmung unterbrochen, auf, und über die Hecken beugte sich ein braunes Gesicht mit einem mächtigen breitrandigen Hut und sah starr nach dem Zigeunerstoffele, das einen Augenblick lang meinte, der Mann im Märchen stehe hinter ihnen. Die Kinder schrieen laut auf; nur Stoffele behielt die Fassung, stand auf und sah dem fremden Manne furchtlos in's Gesicht. Der fragte jetzt rasch, aber nicht strenge:

„Wer bist du? Wie heißt du?"

„Ich heiße Christoph, Vater und Mutter heißen mich aber „Herrgottsbub," und die Leute nennen mich „Zigeunerstoffele!" sagte der Bube furchtlos.

„Halten sie dich gut? Bist du zufrieden?" war die zweite rasche Frage.

„O freilich! Vater und Mutter sind gar gut gegen mich!"

Der Fremde machte eine zufriedene Miene und sagte dann nur noch:

„Hier, nimm!“

Dabei warf er ein Stück Geld so über die Hecken, daß es von Stoffele leicht aufgefangen werden konnte. Dann verschwand er wieder hinter dem nächsten Gebüsch, ohne daß die Kinder weiter sehen konnten, wohin er sich wandte. Das Alles geschah so plötzlich und überraschend, daß es den Kindern wie ein Märchen vorkam. Stoffele aber hielt ein goldglänzendes Stück Geld in der Hand, wie er noch nie eines gesehen hatte. Die Kinder betrachteten es alle mit ehrerbietigem Staunen und hatten ihre große Freude an dem funkelnden Glanze, da gerade die sinkende Sonne ihre Strahlen darauf warf.

„Was habt ihr denn da?“ fragte jetzt wieder eine Stimme, die ihnen wohl bekannt war, aber sie erschraken doch, daß sie auseinander fuhren.

„Nun, was gibt's denn, was erschreckt ihr denn so? Was hat denn das Stoffele in der Hand?“ fragte der Waldhüter Cyriak, denn er war es, der jetzt in den Kreis der Kinder trat. Stoffele gab dem Vater das Geldstück, und dieser rief voll Staunen aus:

„Wahrhaftiger Gott, eine Carolin! Elf ganze Gulden an einem Stück! Stoffele, wo hast du das Geld her?“

Da erzählte der Bube die Erscheinung des fremden Mannes, und der Vater wurde nachdenklich. Wer mochte es gewesen sein? Er fragte nach seinem Aussehen, aber die Kinder konnten ihm nicht mehr sagen, als daß er einen breitkrämpigen Hut und ein braunes Gesicht mit schwarzem Bart gehabt habe. Der Vater hatte keine Ahnung, wer es gewesen sein mochte; zuletzt kam er auf den Gedanken, es könne irgend ein reicher Amerikaner gewesen sein, der nach Münster in seine Heimath zurückgekehrt, auf seinem Spaziergange Gefallen an den Kindern gefunden haben mochte. Kamen doch öfters nach Klingenmünster solche zurückgekehrten Amerikaner, und erhielten wieder Besuch von anderen. Und dann besuchten auch oft andere fremde reiche Leute die Gegend wegen ihrer Schönheit. Aber vielleicht — wir dürfen nicht verhehlen, daß der ehrliche Cyriak daran dachte — vielleicht war es wirklich kein irdischer Mensch, und — und — der Athem stockte dem ehrlichen Cyriak bei diesem Gedanken — es war vielleicht der wilde Jäger, der ja im Röxelgrund und am Hunnenfelsen schon oft gesehen worden war. Er betrachtete das Geld; es war ein gewöhnliches Goldstück. Er hatte auch an einen Engel Gottes gedacht. Dann

jedoch nahm der Waldhüter lieber einen natürlichen Vorgang an, obgleich er sich nicht denken konnte und noch nie gehört hatte, daß auch ganz reiche Leute solche werthe Geschenke an arme Kinder gegeben. „Zuletzt," dachte er, „ist doch das Beste an der Sache, daß der Bube die Carolin hat; er kann sich damit ganz neu kleiden; was soll ich mich noch darüber aufhalten, wer der Fremde war!" Zu den Kindern aber sagte er:

„Feierabend, liebe Kinder! Kommt jetzt mit heim! die Sonne ist schon hinter dem Schwanfelsen hinab, es wird Abend. Bald wird die Betglocke läuten in den Thälern, und die Münsterer Buben sind schon alle heim. Hört ihr, wie ihr Lied nur noch ferne herüberhallt! — Du aber, Stoffele, sollst die Carolin zu neuen Kleidern verwenden und wollen wir Gott danken, daß er uns wie durch ein Wunder soviel Geld auf ein einzigesmal geschenkt hat!" —

Die Kinder schritten fröhlich und vergnügt mit ihren Heidelbeeren den Bergpfad hinab dem Dörflein zu, das in veilchenblauen Abendrauch gehüllt unten im Wiesenthale lag, während es auf den Bergen ringsum still geworden war. Nur die obere Halde des Treitelsberges mit seiner Felsenkuppe glühte

noch in rosigem Abendlichte, und drüben an den weißen Felsen im Münsterer Walde war es noch hell und sonnenlicht — sonst hatten sich schon die Abendschatten auf Wald und Wiesenthal gelegt, und alle die kleinen Dörfer des Gossersweilerer Thales lagen friedlich in der Tiefe. Jubelnd gelangten Vater und Kinder daheim an, und die Mutter freute und verwunderte sich mit über das werthvolle auf so wunderbare Weise erhaltene Geschenk. Selbst das kleine zweijährige Amyle und das Jäckele in der Wiege lachten und lallten mit und aßen in fröhlicher Lust ihre Heidelbeeren, so daß jener Sommerabend ein rechter Feierabend im Hause des Waldhüters Cyriak war.

„Wie meinst, Cyriak? Wer könnte der Mann gewesen sein?" fragte die Mutter mit freudestrahlendem Gesichte und dann mit geheimnißvoller Miene. „Könnte es nicht der Vater unsers Stoffele gewesen sein oder sonst ein Verwandter aus dem Heidenvolk?"

„Was du nicht sagst, Amy! daran hätte ich wirklich nicht gedacht!" fiel der Vater ein, indem er einen Augenblick lang geneigt schien, selber daran zu glauben. Aber bald verwandelte sich seine gläubige Miene in eine ungläubige und er fuhr fort in einem anderen

Tone: „Was du nicht sagst, Amy, glaub' doch so was nicht! Wie kommst du denn auf den Gedanken, daß ein Zigeuner solche Münze zu verschenken habe. Ja, Schinken und Brod stehlen und Einem Buben dafür in's Haus setzen, das können die Schufte; aber eine Carolin fände man nicht bei ihnen, wenn man das ganze Zigeunervolk durchsuchen wollte. Machen wir uns jedoch keine Grillen und unnöthigen Sorgen darüber! Leg' die Kinder zu Bette, das Stoffele kann ihnen vorbeten."

Und bald war es ruhig unter dem Dach des Waldhüters Cyriak und der Friede einer schönen Sommernacht schwebte über Thal und Dorf. Nur ein leises, halb schläfriges Geflüster ging noch durch die Stube; die Kinder beteten noch ihr Nachtgebet:

„Mein Herzel ist klein,
's kann Niemand drin wohnen,
Als Jesus allein.
Jesus im Herzen,
Christus im Sinn,
In Gottes Namen schlaf' ich ein!"

Viertes Capitel.

Was den Waldhüter ängstigt.

Wir haben das vorige Capitel mit dem Nachtgebete der Kinder beschlossen, beginnen wir dieses mit

dem Morgengebete, das der Herrgottsbube in der Frühe beim Aufstehen jeden Tag den Andern vorsprach, daß die leise mitbeteten. Es ist „das Waltgott“ und kommt nach dem „Vater unser“ und der Bitte um den Morgensegen, heißt aber so:

„Das walt' Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich die Arbeit an.
Wo Gott nicht hilft, da kann ich nichts,
Wo Gott nicht gibt, allda gebrichts!
Das walt Gott!“

Es ist das ein schönes Gebetlein und in dem Hause des Waldhüters Cyriak schien es seinen Segen auszuüben; denn es kam nie bittere Noth in dasselbe, welche in vielen anderen Hütten jener Gebirgsgegend herrschte. Dabei wuchsen die Kinder zusehends auf, blieben gesund und wohl und kein Unglück störte den Frieden der Familie. Die Kleinen gingen in die Schule oder hüteten die Geisen auf den Bergen; der Vater ging seinem Berufe nach, die Mutter und das Evenkätherle spannen und hielten das Haus in Ordnung, und das Friederle schnitzte Holzschuhe oder band Besen oder arbeitete später auch mit den andern Buben des Dorfes in dem Walde. Unser Herrgottsbube jedoch war der Glücklichste von Allen;

er konnte nicht genug hölzerne Haus- und Küchengeräthe schnitzen, Körbchen flechten und dergleichen mehr, da die Leute draußen auf dem „Lande" nur immer von ihm kaufen wollten, weil er die zierlichsten und festesten Arbeiten lieferte, ja nach und nach selbst die schönsten Crucifixe zum Verkaufe trug.

„Das Zigeunerstoffele! das Zigeunerstoffele ist wieder da!" riefen Kinder und Mütter wenn des Buben Ruf durch die Dorfgassen erscholl, und Alles beeilte sich, seinen Bedarf zu kaufen. So war er draußen herum, besonders zu Münster bekannt geworden in fast allen Häusern und als es gegen den Weinherbst zuging, fragten ihn bald die, bald jene Leute, ob er nicht als „Herbstleser" bei ihnen zur Weinlese eintreten wollte. Das war ihm ein willkommener Antrag, und als die Tage vor dem Weinherbste herbeikamen und die kleine und große Jugend der Gebirgsortschaften hinauszog in die reiche Weinpfalz, um sich in den „Herbst" zu verdingen, da nahm auch das Stoffele seine Kübel und sein „Sesel,"*) ebenso das Friederle, das Evenkätherle und Hannsel,

*) Ein kurzes, halbmondförmiges Winzermesser, — wohl das Diminutiv von dem alten Sax, Saß, Messer, Dolch.

denen allen ihr Pflegebrüderlein Plätze besorgt hatte; und die Geschwister wanderten nach Münster und machten dort alle Freuden und Leiden des Weinherbstes mit. Vorher hatte ihnen der Vater noch gesagt: „Seid fleißig und lustig, macht Späße mit, aber keine Unarten! Wer sich im Weinherbst keinen Spaß gefallen lassen will, soll nur gleich daheim bleiben. Vor allen Dingen macht aber eurem Vater Ehre!“ — Und da zogen sie nun in aller Frühe hinaus, froren tüchtig mit den andern, sangen aber auch, als die Sonne kam, lustig die alten Volkslieder mit in den Weinbergen um Klingenmünster herum. Freilich hatten sie, wenn auch weniger als andere, von den Witzen der Münsterer zu leiden, die ja so sehr auf die „Westricher Dudelsäck“ herunterschauen und ihren „Utz“ mit ihnen treiben. Aber „es geht ja Alles in den Herbst!“ heißt es dann und damit entschuldigt man auch derbere Späße. — Abends zogen die Kinder mit heim aus den „Wingerten“ singend und johlend in den Flecken hinunter, wo alsdann ein neues Leben begann. Da werden Kastanien gebraten und gekocht, und eines sucht das andere rußig zu machen, was man scherzweise „die Kästenpfanne holen“ heißt. Auch das Stoffele und Friederle holten

auf diese Weise die „Kästenpfanne," wurden aber nicht böse darüber. Als aber die Kinder mit ihrem Lohn und den Trauben, die jeder mitbekommt, in's Elternhaus zurückkehrten und davon erzählten, daß sie Wein trinken, Trauben, Fleisch und Gemüse essen konnten, so viel sie wollten, daß die Leute so gut gewesen seien und sie für nächstes Jahr wieder bestellt hätten, da erwachten auch in den Alten wieder die Erinnerungen an vergangene Zeiten, wo sie auch im Weinherbst zu Münster waren. Die kleinsten Kinder aber erfreuten sich an den süßen Trauben, von denen ein Theil für das Christkindel aufbewahrt wurde.

Jene Weihnachten brachten eine neue Unterbrechung in das stille Zusammenleben. Das Stoffele hatte in seinen Ruhestunden an den Adventabenden einen großen, schönen Stern geschnitzt, mit dem die Kinder als „Dreikönige" oder „Sternbuben" hinaus wollten in die Pfalz; keine anderen Sternbuben hatten einen solchen schönen Stern, wie der, und sie freuten sich darauf, wenn die Kinder von Münster aus der Schule laufen und schreien würden: „die Sternbuben sind da! die Sternbuben!" Auch machten sie sich gar herrliche Dreikönigshüte aus buntem Papier, zogen Kittel an, und das Stoffele, als Mohren-

könig, wozu er sich nicht einmal das Gesicht mit Ruß zu schwärzen brauchte, führte sie zum Thal hinaus. Da sangen sie denn die Dreikönigslieder, welche sie den ganzen Advent über eingeübt hatten:

„Wir kommen daher ohn' allen Spott,
Ein'n schön' guten Abend den geb' euch Gott!"

und andere Sternbuben-Weisen mehr. Mehrere Tage blieben sie aus und brachten dann Geld und Brod reichlicher mit, als irgend eine andere Partie Sternbuben aus dem Thal. Aber der Vater Cyriak hatte es schon nicht gerne gesehen, daß sie fort waren und sagte jetzt: „Ihr dürft nicht mehr fort als Sternbuben, das müßt ihr ärmeren Kindern überlassen, die nicht gerade betteln wollen und sich nichts verdienen können. Für die Kinder des Waldhüters schickt sich das nicht, da die Leute meinen könnten, man hätte daheim nichts. Ihr müßt auf diese Art anderen ärmeren Kindern keinen Eintrag thun und ihnen den kleinen Verdienst wegnehmen. Das ist nicht recht und soll nicht mehr sein."

Das sagte er und er meinte es in allem Ernste — sie durften nicht mehr als Sternbuben im Lande umherziehen. Dafür ließ es der Vater um so lieber zu, daß sie wieder in den folgenden Jahren nach

Münster in die Weinlese gingen; der Friederle konnte nach wenigen Jahren schon als „Hottenknecht" einstehen und durfte den „Mosterkolben" beim Traubenlesen führen, worauf er nicht wenig stolz war; denn er trug ja jetzt den weißen „Schurz," das Zeichen eines „Hottenknechts" im Weinherbste. Der Vater sagte dabei, das sei eine weit ehrlichere Arbeit, als das zigeunermäßige Herumziehen im Lande. Stoffele wußte nun schon längst, daß er eigentlich ein Zigeunerkind sei, denn es wurde ihm ja oft genug draußen gesagt. Daß man ihn dafür hielt, hatte ihn seither wenig angefochten, aber der Nebenbegriff, welcher an dem Namen „Zigeuner" haftete, ward ihm nach und nach immer offenbarer, und oft konnte er in recht trauriges Nachdenken versinken, wenn er an seine Abkunft und an die Verachtung erinnert wurde, in welcher Zigeuner leben. So that ihm auch jene Aeußerung des Vaters wehe; aber solche Gedanken vergingen doch immer bald wieder.

So vergingen mehrere Jahre; der Friederle war ein starker Bursche geworden und verdingte sich als Knecht nach Annweiler, das Evenkätherle aber als Magd in die Bocksmühle nach Münster. Sie hatte einen guten „Vetter" und eine gute „Base": das sind

nämlich die schönen Benennungen des Dienstherrn und seiner Frau bei den Dienstboten meiner Heimath. Das Stoffele aber blieb zu Hause, theils weil der Vater ihn gerne daheim behielt, theils weil die Bauern ja doch keinen Zigeuner zum Knecht hätten nehmen wollen. So gerne man seine Kunsterzeugnisse kaufte, so wenig traute man seinem Geschick für Landarbeit zu, und dann kam noch die natürliche Abneigung gegen die „Heiden" dazu. Da dachte der Herrgottsbube wohl hie und da an Amerika, wo eben so braune Leute, wie er selber, und darüber hatte er heute mit dem Evenkätherle in der Bocksmühle gesprochen, nachdem er wieder eine Tracht seiner Erzeugnisse in Münster verkauft hatte.

Es war schon gegen die Dämmerung hin, als der Zigeunerstoffel wieder an dem Mühlbach hinab seinen Weg in's Thal nahm. Es schneite ziemlich stark, so daß das alte Münsterer Schloß auf dem Kastanienberg nur halb zu sehen war. Auf den Dächern der Papier- und Waagmühle und drüben auf dem alten Dach der Hanfreibe lag schon hoher Schnee. Der Bursche schritt tapfer darauf los auf dem Thalweg; hie und da begegneten ihm arme Kinder und Männer, welche mit starken Holzbürden auf

dem Rückkorbe daher schritten, denn es war heute Holztag, wo die armen Leute in den Bergwaldungen der Gemeinde und des Staates ihren Holzbedarf holen durften. Unser Zigeunerstoffel, wie wir ihn noch immer nennen wollen, ging mit eigenen Gedanken dahin. Er dachte an die Reden der Leute über die Zigeuner und an das, was er mit dem Evenkätherle gesprochen hatte — an seine Abkunft und an Amerika. Wo und wer mochten seine eigentlichen Eltern sein? Ihm kam jetzt nach und nach die Sehnsucht, sie zu sehen und kennen zu lernen, und es wäre auch, trotz der Liebe zu seinen Pflegeeltern, zu verwundern gewesen, wenn er gar nichts für sie gefühlt hätte. Dann dachte er an Amerika, wo schon so Mancher reich geworden war; dort konnte er auch ein reicher Mann werden und dann heim kommen, um Vater und Mutter und alle Geschwister zu sich abzuholen — auch das Evenkätherle. Aber er unterdrückte alle diese Gedanken wieder, denn er wollte alles das dem Ermessen seines Pflegevaters anheimgestellt sein lassen.

Wie er nun in solchen Gedanken an der Sägmühle tief im Thal vorbeigekommen war, standen dorten mitten im Schnee mehrere Leute am Wege, Kinder

mit Holzbürden und Erwachsene. Stoffele trat hinzu und sah inmitten des Kreises ein altes Weib auf ihren Stock gestützt in ärmlichen Kleidern am Waldrande sitzen, welche erbärmlich jammerte und ächzte. Es war, nach dem ersten Blick auf dieselbe zu schließen, eine Zigeunerin, ein altes, ausgetrocknetes Heidenmütterlein. Ihr schwarzgelbes eingeschrumpftes Gesicht, die schmutzigen, zerrissenen Gewänder, die stechenden Augen und der gekrümmte Leib gaben ihr etwas Abschreckendes. Aber dennoch standen die Leute mitleidig umher.

„Es ist die alte Heidin, die mir erst noch vor vierzehn Tagen gewahrsagt hat, daß ich ein Geld kriege!“ sagte einer der umstehenden Bauern.

„Und du hast ja eines 'kriegt von deinem Sohn in Amerika! Nicht wahr?“ fragte ein Anderer.

„Freilich! Sie hat's aus meiner Hand herausgelesen! da sagt man immer, es wär' nichts dran an der Kunst der Zigeuner!“

Jetzt fragte das Stoffele:

„Was fehlt denn der alten Frau?“

„Sie ist krank! todtkrank!“

„War denn Niemand bei ihr? Hat sie denn Niemand?“

„Ei, das solltest du doch wissen, daß euer Volk die Alten und Schwachen von sich stößt und zu Grunde gehen läßt!" erwiderte einer der Umstehenden.

Der Herrgottsbube ward roth im ganzen Gesicht. Also ward er auch hier zu den Zigeunern gerechnet! Freilich hatte er, wie schon gesagt, das schon lange gehört und gemerkt, aber jetzt ward es ihm nach und nach erst so recht fühlbar. Und dann dazu noch die Aeußerung über die grausame Sitte der Zigeuner, ihre Alten dem Tode zu überlassen! Indeß krümmte und wand sich die Alte wie ein Wurm vor Schmerzen und ächzte ganz entsetzlich, während immer mehr Leute hinzu traten, die in der hereinbrechenden Dunkelheit aus dem Walde heimkehrten. Ein junger, etwas kecker Bursche, der eben erst mit hinzugekommen war, hatte die Hartherzigkeit, die Alte anzurufen, indem er die Hand hinreckte:

„He da, Mütterle, wollt ihr mir nicht wahrsagen?"

Die Zigeunerin sah ihn trüb an, schüttelte den Kopf und sagte dann mit vor Schmerzen ächzender Stimme:

„Wahrsagen! In die Zukunft sehen! das kann nur allein der dort oben, liebe Kinder! Was euch die

Leute von meinem Stamme vorschwätzen, ist Alles nichts. Ich hab' mich auch oft genug diesem Betruge hingegeben. Der liebe Gott wolle es einem alten armen Zigeunerweib verzeihen und sie aus ihren Schmerzen erlösen!"

Das war mit solcher frommen Fassung und Zerknirschung gesagt, daß alle Umstehenden davon ergriffen waren, am allermeisten aber unser Stoffele von Mönchweiler. Er trat der Alten näher, die sich kaum noch aufrecht erhielt und mit jedem Augenblicke in den Schnee zu sinken drohte.

„Armes Mütterchen!" sagte er; „soll ich euch zur Mühle führen? Ihr erfriert ja hier noch!"

Die Alte schaute rascher auf, als man, nach ihrem Zustande zu schließen, ihr zugetraut haben würde. Ihre schwarzen, immer noch lebendigen Augen hafteten auf dem Gesichte des Knaben, sie wackelte mühsam auf ihrem Stabe auf ihn zu, ergriff seine Hand, wiegte und prüfte sie, als seien alle Schmerzen vergangen und fragte dann mit schwacher Stimme:

„Wer bist du? Sprich, Bube, wer?"

„Man heißt mich das Zigeunerstoffele von Mönchweiler!" war die Antwort.

„Das Zigeunerstoffele? Ha, ah!" — Die Alte

kam in die sichtlichste Erregung. „Das Zigeuner-stoffele heißen sie dich! du lieber Gott! kennst du deine Eltern nicht?"

„Die haben mich, da ich noch ein kleines Kind war, verlassen und dem Waldhüter von Mönchweiler in's Haus gesetzt. Der hat mich aufgezogen mit seinen sieben andern Kindern."

Die Alte hob die dürren Finger vor die Augen, sah ihn an und fuhr dann, mit dem Kopfe wackelnd, fort:

„Ja, ja, so ist's, Bube! Ich denke noch jener Christnacht, ja, ja!"

Und sie nickte immer wieder wie närrisch mit dem Kopfe, reckte dann wieder die Hand aus nach der seinigen und sagte in sonderbarem Tone:

„So mußt' es kommen, ja so! Heute trifft mich der Bube, den wir damals — aber still, still davon!"

„Um Gotteswillen, Frau, wißt ihr etwas von meinen Eltern? Seid am Ende ihr meine —"

„Deine Mutter, meinst du? O nein, nein! Hätte deine Mutter noch gelebt, du wärst nicht zurückgeblieben! Aber komm' führe mich zur Mühle, komm', komm'!"

Die Alte machte einige rasche Schritte vorwärts, fiel aber dann schwach und matt zusammen. Das

Zigeunerstoffele richtete sie wieder auf und trug sie halb der Mühle zu. Es war schon dunkel geworden; der Müller schnurrte, man solle ihn mit der Heidenbrut in Ruhe lassen; aber endlich nahm er sie auf inständige Bitten ihres Begleiters in die Stube der Mühlknechte auf. Dort sagte die Alte dem mitleidigen Jungen herzlichen Dank und band ihm dann auf die Seele, heimzueilen und seinen Pflegevater zu rufen. Er möchte ja kommen und nicht zu spät, sie hätte ihm etwas Wichtiges zu sagen.

Der Herrgottsbube eilte mit raschen Schritten dem Heimathsdörflein zu. Es war schon dunkele Nacht, als er schweißtriefend dort ankam. Der Vater saß mit den Kindern um den warmen Ofen; er war eben erst naß und durchkältet aus dem Walde heimgekommen und hatte sich's bequem gemacht. Das Heimchen zirpte gar traulich auf dem Herde und eines der Kinder saß auf des Vaters Schooß, die andern rings um den Ofen und warteten auf die „Grummbeeren," welche die Mutter zum Abendessen kochte. Es war so recht gemüthlich dorten, während es draußen schneite. Man wartete auch auf das Stoffele und gerade fragten die Kinder wieder nach ihm, als er zur Thüre hereintrat.

„Guten Abend! Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“

„Vater, ihr sollt schnell hinaus auf die Münsterer Sägmühle kommen!“

„So, was gibt's denn da?“ fragte der Vater in einem Tone, dem man recht gut anmerken konnte, wie wenig angenehm diese Nachricht kam. „Was soll ich denn da? Hat man vielleicht Holzdiebe erwischt? da muß ich freilich gehen!“

Und er setzte schnell das Kind auf den Boden.

„Nein, Vater, eine alte Zigeunerin erwartet euch draußen. Die hat euch was Wichtiges zu sagen!“

„Eine alte Zigeunerin? So! Und da soll ich gleich aufpacken und in diesem Wetter den schlechten Weg machen, glaubst du? Wegen einer alten Zigeunerin, die mir was aufschwatzen will, soll ich noch fort in der Nacht? Da bist du doch schief gewickelt Stoffele! Wie kannst du mir auch nur so was zumuthen.“

„Aber Vater, sie ist todtkrank und —“

„Ja, das ist recht traurig, aber ich sehe nicht ein, was ich ihr helfen soll!“

„Sie — sie weiß, wer mich in selbiger Christnacht —“

„Was?“ rief jetzt der Waldhüter lauter. „Die weiß es?“

„Ja, und wer meine Eltern sind!“

„Deine Eltern! Deine Eltern heißen doch hoffentlich Cyriak und Amy!“ erwiederte nach kurzer Pause der Waldhüter, aber er sprach es mit gar wenig zuversichtlichem und ziemlich ängstlichem Tone aus. Es fiel ihm nämlich plötzlich voll Schrecken ein, daß jetzt mit einem Male Leute auftauchen könnten, die ihr Recht auf den Herrgottsbuben geltend zu machen suchten. „Was du doch sagst, Stoffele! Sind wir, ich und deine Mutter, dir nicht mehr gut genug! Bist du uns auf einmal satt? Willst du auf einmal unter der Zigeunerbrut deine Eltern suchen?“

Der Herrgottsbube erschrak vor dem bitteren vorwurfsvollen Ton dieser Worte. Traurig sagte er:

„Ach, lieber Vater, thut mir nicht wehe! Ihr wißt, daß ich euch liebe, mehr als Alles in der Welt, daß ich euch Alles danke und ewig danken werde. Ich wäre ja der elendeste Bube, wenn ich das dächte, was ihr meint!“

„Nun, nimm mir's nur nicht übel, ich hab's nicht so bös gemeint!“ beschwichtigte jetzt der Vater. „Aber sag', was ist's denn mit der Zigeunerin da?“

Da erzählte der Bube die Begegnung mit derselben und ihren Auftrag, und der Waldhüter sagte nach kurzem Nachdenken:

„So muß ich doch wohl hören, was sie mir zu sagen hat!"

Damit schlüpfte er in die Stiefel, nahm seinen Spießstock, setzte die Kappe auf und ging, indem er seine Frau in die Küche rief, daß er in anderthalb Stunden wieder da sein werde. Es schneite noch immer fort, indeß unten der Schnee auf dem Boden wieder zerschmolz. Nach einem starken halbstündigen Gange durch die Nacht kam der Waldhüter bei der Mühle an, wo ihn dumpfheulend die Hunde empfingen. Er war gut bekannt in der Mühle und trat deßhalb ohne viele Umstände in die Wohnstube, wo er eben den Müller traf.

„Du kommst zu spät, Cyriak," sagte er. „Dein Herrgottskind hat mir da eine alte Hexe hereingebracht und sie wär' mir wohl im Hause gestorben, wenn nicht vor einer Viertelstunde ein Zigeunervater dahergekommen wäre, der die Alte mitfortgenommen hat. Ich war recht froh, daß die Hexe mir aus dem Hause war. — Es ist aber auch ganz merkwürdig, wie jetzt das Heidenvolk herumstreift. Wie die Raben

kommen sie daher, und es soll mich wundern, wenn wir nicht bald von Diebstählen und Betrügereien hören."

„Hat sie denn sonst nichts verlauten lassen?" fragte der Waldhüter.

„Ei, ja so!" erwiederte der Müller. „Als sie mit einander fortgingen, rief die Alte noch einem meiner Mühlknechte zu: „Im Walde am Hunnenfels trifft mich der Junge!"

„Ja, Teufel! Daraus wird nichts!" sagte der Waldhüter fest und bestimmt und stieß dabei zur größeren Bekräftigung den spitzen Eisenstock auf den Stubenboden, daß er darin stecken blieb. „Sie wollen das Stoffele wieder. Aber mein Stoffele wird kein Zigeuner mehr; das soll sich das Heidenvolk aus dem Kopf schlagen!"

„Recht hast!" bekräftigte der Müller, und der Waldhüter ging wieder heimwärts.

Es war gerade keine heimliche Nacht, als er so mutterseelen allein dahinschritt. Drüben im Wiesengrunde tanzten die Irrlichter in die Kreuz und Quer. Aber es konnten auch die Lichter von Zigeunern sein, meinte er; denn die waren schon den ganzen Herbst über so häufig als noch je in der Gegend erschienen,

und jeden Augenblick sah man sie mit Wagen und Pferd durch's Thal wandern. Oft war er auch im Walde an Stellen gekommen, wo noch die Nacht vorher ihre Feuer gebrannt haben mußten, wie man an den Ueberresten erkennen konnte. Aber er hatte ihre Spur nicht weiter beachtet. Ist man in meiner Heimath doch zu sehr an den Anblick und die Art dieses Volkes gewöhnt, und in den Dörfern des Wasgau, zu Schwanheim und Eußerthal hatte man Colonien derselben, wie denn auch dieses seltsame Wandervolk oft den Wintersitz in den Dörfern des Gossersweilerer Thales nahm. Heute war jedoch der Waldhüter nicht ganz ruhig über das Treiben der braunen Leute, da es ja sein Stoffele galt, der ihm so lieb geworden war als eines seiner eigenen Kinder. Jedoch faßte er, als er so dahinging, den festen Vorsatz, alle Anschläge auf den Buben zu vereiteln und auf seiner Hut zu sein. Damit gelangte er heim, nahm die Kappe vom Kopfe und spritzte sie ab, stellte den Stockspieß in die Ecke, zog die Stiefel aus, setzte sich an den Ofen und sagte jetzt erst:

„Auch wieder einmal einen Metzgergang gemacht! Die alte Hexe war nicht mehr da! Sie ist schon

wieder gesund und wohlauf. Mach' dir deshalb keinen Kummer, Stoffele!"

Dieser schnitzte eifrig an dem „Herrgöttchen," das er dem Evenkätherle zum Christgeschenk geben wollte. Es sollte recht schön werden. Die Mutter, welche seither gesponnen hatte, holte dem Vater seine Kartoffeln herein, stellte ihm das Salz hin und diesmal auch als Ausnahme ein Würstlein, welche ihr die Bas Grethe herübergeschickt hatte, da es drüben heute Metzelsuppe gab. Der Cyriak war eingeladen, aber um nicht in das Gerede der Leute zu kommen, schlug er es aus, denn „Metzelsuppen" hält man allgemein für unabweisbare Lockungen für alle Waldhüter und Forstbedienstete. — Der Cyriak kam nach und nach wieder in gute Laune, als er seine Kinder so um sich herumsah. Als er zur Hälfte sein Abendmahl verzehrt hatte, vertheilte er den andern Theil des Würstleins unter seine Kinder und sagte dann, sich umwendend:

„Stoffele, thu' mir den Gefallen und hüte dich jetzt eine Zeitlang allein und spät draußen zu sein. Das Alleingehn könnte übel für dich ausschlagen!"

Stoffele sagte nichts und nach einer Pause hob der Vater wieder an:

„Oder sag' einmal, gefällt dir's nicht mehr bei uns?"

„O mein Gott, Vater, lieber Vater! Wie könnt ihr so fragen!" sagte das Stoffele und ließ die Hände in den Schooß fallen.

„Nun," hob der Vater wieder an. „Es wär' ja möglich, daß du die Grumbeerensuppen, die gesottenen und geschnitzten Grumbeeren leidig wärest und etwas Besseres wolltest. Du weißt ja, wie selbiger Bettelbub' singt:

„Grumbeerenschnitz und Grumbeerensupp'
Haben mich vertrieben,
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,
Wär' ich noch geblieben!"

Der Cyriak sagte das mit heiterem Gesicht und der Bube erwiederte auch heiterer:

„Ja, das mag ein Bettelbub' singen, aber Gott und euch, Vater, zu Dank bin ich ja kein Bettelbub' geworden und werd' es jetzt auch nicht mehr werden. Zudem eß' ich ja die Grumbeeren so gerne und hab' erst heut zum Nachtessen ein Dutzend von den „Gehlen" gegessen!" Dies sagte das Stoffele mit Beziehung auf die gelben Kartoffeln, die größte Sorte im Westrich, dem gelobten Lande der Kartoffelsuppen und

des Kartoffelschnapses; und der Vater lachte, indem er erwiederte:

„Ja, sie schmecken dir noch; du hast wie wir alle einen gesegneten Appetit. Ich halt's am liebsten auch mit den Gehlen. Wenn wir die nicht hätten, müßt' unser armes Westrich ganz aushungern. Leider gerathen sie schon seit einigen Jahren nicht mehr so recht und das spüren die Münsterer draußen auch schon, denn sie sagen, es kämen immer mehr Bettelleute aus dem Westrich vor ihre Thüren. Wenn die Gehlen noch ein paar Jahre nicht gerathen, dann gut' Nacht Westrich! Aber 's wird schon wieder ein gutes Jahr kommen. Kennst du das Westricher Nationallied nicht, Stoffele?" unterbrach sich mit einer Frage der Vater. Er wollte sichtlich in guter Laune bleiben und der Bube selbst sein Möglichstes thun, ihn darin zu erhalten.

„Es wird halt der „Jäger aus Churpfalz" sein, wie er jetzt gesungen wird!" erwiederte der Bube von seiner Arbeit aufschauend und sang dann, die bekannte Volksweise anschlagend, eine sehr gangbare Parodie jenes Liedes:

„Der Jäger aus Churpfalz
Der stolpert über'n Grumbeerensack

Und bricht sogleich den Hals,
Der Jäger aus Churpfalz!"

Vater, Mutter und Geschwister lachten über das Lied, das Stoffele in Münster gelernt hatte. Dann sprach der Waldhüter gut gelaunt: „O nein, unser Nationallied heißt anders, und zwar so:

„Hoppsa, Bruder, wie leb' ich!
Sind denn die Gehlen bald mehlig?"

„Ja so!" erwiederte das Stoffele. „Das ist das Lied, mit dem die stolzen Pfälzer draußen in Münster uns Westricher immer utzen und aufziehen! Wenn so ein armer Westricher hinauskommt, da fragen sie gar gern in ihrer spöttischen Art, ob denn die Gehlen noch nicht bald mehlig seien? weil sie wissen wie viel bei uns darauf ankömmt. Sie haben gut reden draußen in ihrem schönen Land, wo der Weizen mannshoch wird und Mandeln, Nüsse, Kästen und Trauben in Menge wachsen. Im letzten Weinherbst hat man in den Wingerten von allen Seiten jeden Augenblick das „Hoppsa, Bruder!" singen hören und noch das andere:

„Die Westricher Dudelsäck
Tanzen im Küchekeck!"

„Laß sie singen; es sind doch gute, prächtige Leute, die Münsterer!" unterbrach ihn der Vater.

„Ja, das ist wahr!“ bekräftigte das Stoffele und schnitzte an seinem Herrgöttchen fort, während die Mutter spann, die Kinder theils für die Schule lernten, theils schon schliefen. Das Heimchen zirpte noch immer recht heiter und lustig fort und das Kätzchen schnurrte dazu. Der Vater saß wieder nachdenklich am Ofen und starrte denselben an. Es schien ihn noch etwas zu beunruhigen. Nach einer ziemlich langen Pause fragte er wieder:

„Im Ernst, Stoffele, sag' einmal die Wahrheit: denkst du nicht hie und da daran, von uns weg zu wollen?“

Cyriak sah dabei den Buben scharf an, so daß der roth wurde und verlegen entgegnete:

„Ja — ich hab' schon daran gedacht!“

„So!“ meinte der Vater, indem er die Sylbe auffallend lang dehnte. „So! Also doch, Stoffele! Du willst also fort von uns, willst wieder Zigeuner werden — und ein Landstreuner, ein — ein Spitzbub, ein Galgengesicht, ein —“

„Na, na, was fällt dir denn wieder ein, Cyriak?“ fiel jetzt die Frau Amy ein, indem sie des Buben Verlegenheit und die steigende Aufregung ihres Mannes bemerkte. Der Bube aber sagte jetzt ernst und fest:

„Ein Zigeuner will ich keiner mehr werden, und ein schlechter Mensch schon von vornherein nicht. Aber das kann ich nicht leugnen, daß mich's manchmal juckt, die Welt ein bischen anzusehen. Die Münsterer Bursche gehen auf die Wanderschaft nach Frankreich oder gleich nach Amerika; die Ramberger Bürstenbinder, die Göcklinger Branntweinhändler und die Pirmasenser Schuhweiber durchreisen die ganze Welt, und —"

„Ja, aber was sind es auch meistens für Leute, diese Ramberger und so fort!" unterbrach Cyriak den Buben. „Uebrigens will ich dich nicht aufhalten, Stoffele, wenn du nicht mehr bei uns bleiben willst. Geh', wohin du willst, Stoffele, ich gönn' dir's, wenn du's draußen besser findest, Stoffele! Ich hab' dich ja jetzt aufgezogen, du hast was lernen können; hab' dich an Ordnung und Zucht gewöhnt, Stoffele, jetzt bist du ja groß und verständig und brauchst mich nicht mehr, Stoffele! O, du kannst dir jetzt selber durchhelfen, brauchst nicht mehr mit dem armen Waldhüter von Mönchweiler Grumbeeren zu essen, kannst jetzt Fleisch und Braten kriegen, dein eigener Herr sein, in der Welt 'rum laufen dem guten Leben nach! Was sollst du dich noch um den armen Waldhüter,

um seine Frau und Kinder kümmern, die dich alle so gern gehabt haben. — Aber ich will nicht gegen dein Glück sein, Stoffele!"

Das strömte dem Waldhüter nur so vom Munde, als er indessen aufgestanden war und in großer Aufregung im Zimmer hin und herging, während in kurzen Zwischenpausen sich sein Herz in solchen bittern Reden ergoß. Dem Herrgottsbuben stand das Weinen nahe, als er sich so verkannt sah. Die Mutter aber wußte nicht, was sie sagen sollte, da sie von der Erklärung des Stoffele selber überrascht war, wenn sie es auch ganz billig fand, daß der Bube sich in die Welt sehnte. Dieser fing jetzt an:

„Ich hab' es ja ganz anders gemeint, Vater! Seht, ich kann das Zigeunerblut nicht verläugnen; die Leute heißen mich auch immer das Zigeunerstoffele; ich seh' noch so schwarzbraun aus, wie wenn ich im Walde erzogen worden wäre, und da sehen mich die Leute nicht so recht als ihresgleichen an. Das hat mir schon oft wehe gethan und da dacht' ich, nach Amerika zu gehen, reich zu werden wie der Böll von Weißenburg und euch dann allesammt abzuholen, damit ihr recht in Glück und Frieden leben könnt'. Ich wollt' recht arbeiten, o, recht sehr arbeiten!"

Der Vater hatte ihn angehört; er hatte es nicht mit Mißbilligung gehört und sah jetzt wieder nachdenklich vor sich hin. War ihm doch selbst schon der Gedanke gekommen, eines seiner Kinder nach Amerika zu schicken. In Münster draußen hatte jede Familie, auch die vermöglichste, Blutsverwandte drinnen, und jeden Augenblick schickten die Kinder ihren zurückgebliebenen Eltern und Geschwistern Geld oder holten ihre ganze Familie nach. Viele waren schon zurückgekommen als gemachte Leute, freilich waren auch viele zu Grunde gegangen, denn nicht Jedem schlägt Amerika gut an. Das ging ihm Alles durch den Kopf; aber er sagte nur:

„Sei nur ruhig, Stoffele, und arbeit' fort. Vergiß, was ich gesagt hab' und denk' jetzt nicht so sehr an Amerika. Kommt Zeit, kommt Rath!"

Er hatte es recht liebreich gesagt und der Bube war wieder völlig versöhnt. Freilich fiel Letzterem ein, daß das Geld zu der großen Reise nicht so leicht herbeizuschaffen wäre, aber er nahm sich vor, jetzt um so mehr zu arbeiten und so das Geld wo möglich zu verdienen, wenn ihn der Vater überhaupt nur fortlasse. Er hatte ja das Glück seiner guten Pflegeeltern im Auge und eine innere Stimme sagte ihm:

„Du kannst es und setzest es durch! Du wirst ihr Helfer sein!“ —

Das walt' Gott!

Fünftes Capitel.

Wie der wilde Jäger aussah.

Der Waldhüter Cyriak ging seit einigen Tagen immer in Gedanken umher und wenn er so ganz allein im Walde dahin schlenderte, so kam es vor, daß er laut dachte und oft eifrig für sich hinsprach. Das betraf aber dann immer seinen Herrgottsbuben, Amerika und die Zigeuner. Den Herrgottsbuben nach Amerika zu schicken, leuchtete ihm ganz und gar ein, wenn er bedachte, wie geschickt derselbe sei, so daß er leicht drinnen viel Geld verdienen konnte. Aber woher jetzt die hundert Gulden nehmen, welche die Reise über's Meer kostet! Sollte er ein Aeckerlein deshalb verkaufen oder das Geld in Münster zu leihen nehmen? Beim Juden oder auf Hypothek? — Wenn doch nur wieder so ein Wundermann gekommen wäre und die hundert Gulden gebracht hätte. Dann dachte er wieder an die Rede der alten Zigeunermutter: „Der Bube wird uns am Hunnenfelsen

treffen!“ Also hatte man die Absicht, ihn wieder anzulocken! Und was wollte sie ihm selbst Wichtiges sagen? Wenn er die Sache recht bedachte, so mußte er sich gestehen, daß in der That jene Zigeuner wieder in der Nähe sein mußten, welche ihm das Kind gebracht hatten, und das machte ihm Sorge.

Heute war der heilige Abend. Es war verabredet, Abends nach Münster in die Christmette zu gehen, da das Wetter trocken und fest geworden war. Cyriak war frühe aufgewacht, hatte sich angezogen und ging, ohne Frau und Kinder zu wecken, fort in den Wald. Es ließ ihn etwas nicht ruhen und rasten, er wußte nicht recht was, aber es war ihm ordentlich zu Muthe, er würde von Jemand gesucht. Dazu kam noch, daß die Waldhut heute sehr nöthig war, da die Waldhambacher Holzfrevler gerne in die Wälder brachen, um noch vor Weihnachten Holz zu holen. Drum ging er mit dem Spießstock bewaffnet und in den alten Soldatenmantel gehüllt, den Bergpfad hinauf.

Es war noch nicht ganz hell geworden, ein kalter, nebeliger Decembertag brach an. Cyriak fühlte sich nicht so heiter gestimmt bei dem Beginn der Tagesarbeit als sonst; ihm war es, als kämen bald

böse Zeiten, wo die Noth an den Mann gehe. Wenn nur Weib und Kinder gesund bleiben, dachte er oder sagte es auch vielleicht laut in den dichten Nebel hinein, der einem keine zehn Schritte vor sich hin sehen ließ. Auf den Waldbäumen, den Tannen und Föhren hing der Winterduft und Reif, rings war es still auf den Bergen. Cyriak durchstrich den ganzen Waldbezirk mehrmals, es stieß ihm nichts Verdächtiges auf; nur in seinem Innern sah es etwas verdächtig aus; die trübe Ahnung wollte ihn nämlich nicht verlassen.

Es war ihm ganz wunderlich unheimlich zu Muthe; ja, wenn ihm da immer und immer wieder der Herrgottsbube und seine Reden von Amerika einfielen, wenn er dann immer wieder darüber nachdachte, wo das Geld herzunehmen sei: da schlich sich ein alter Aberglauben bei ihm ein, daß man nämlich in den Adventnächten und besonders am heutigen Tage Alles erwerben könne, was man wolle, wenn man die Gelegenheit wisse. Da sei schon Manchem ein fremder Mann begegnet, der ihm Geld gab, — da hätten sich manchmal schon die Berge geöffnet und ihre Schätze gezeigt, — da sähe man ein Feuerlein brennen, dessen Kohlen alle zu Gold würden, wenn man ein Tuch darüber würfe. Ein solches Feuerlein wär' ihm

heute ein rechter Leuchtstern gewesen und der liebste Anblick.

Aber sein richtiger Sinn und Verstand verscheuchte bald wieder diese Irrlichter und unheimlichen Gedanken. Wer sich auf solche Dinge verläßt, ist verlassen. — Arbeiten soll der Mann! Und der Cyriak nahm sich vor, es nach Kräften zu thun.

„Wenn nur mein Weib und meine Kinder gesund bleiben!" sagte er dann wieder für sich hin, und da ihm jetzt einfiel, daß er noch seine Morgenandacht nicht verrichtet habe, setzte er hinzu:

„Das walt' Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich die Arbeit an.
Wo Gott nicht hilft, da kann ich nichts,
Wo Gott nicht gibt, allda gebricht's
Das walt Gott!"

Die Elfuhrglocke klang durch das Thal mit dem Ostwind von Münster herein; er war jetzt schon fast vier Stunden im Wald. Der Nebel lag noch dicht über Thal und Berg; nur hie und da brach ein kalter Sonnenstrahl durch, aber er reichte hin, um auf einige Schritte hin die Herrlichkeit und Winterpracht des Waldes zu zeigen. Als hingen sie voll der herrlichsten Blüthen, als seien die Nadeln aus dem feinsten Zuckerstaube bereitet, so standen die Föhren da.

Cyriak, der das schon oft beobachtet hatte, freute sich dennoch an der Pracht der Bärme, die ihm am heutigen Tage wie lauter mächtige wunderbare Christbäume vorkamen. Der Anblick derselben zerstreute seine trüben Gedanken ein wenig und stimmte ihn auf einen Augenblick heiterer. Das fahle Sonnenlicht, das durch den Nebel fiel, brachte ihm die Lichter des Weihnachtsbaumes in Erinnerung.

„Es ist doch merkwürdig schön, und kein Mensch könnt's nachmachen," sagte er zu sich, die Bäume betrachtend. „Auch das Stoffele kann keine solche Pracht herstellen oder schnitzen, und wenn er noch hundertmal geschickter wäre! Halt, da fällt mir ja ein, daß ich heute „Boßbäumchen" mit heim nehmen muß. Da drüben weiß ich ein kleines Tannensträuchlein, das ohnehin nicht stehen bleiben darf."

Er ging auf die Stelle zu. Da hallte von der Seite her aus der Thalschlucht am Hunnenfels der Schall einer Axt laut herüber.

„Da ist mir gewiß wieder Einer in den Wald gefallen!" sagte der Cyriak und lenkte seine Schritte nach der Seite hin, woher die Axthiebe schollen. Unvermerkt im Nebel kam er unmittelbar an die Seite des Mannes.

„Ah, du bist's, Hannjob!“

„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie der Ueberraschte in argem Schrecken auf und stand beinahe erstarrt da. Dann aber schnell sich erholend, sagte er: „Aber Cyriak, du hast mich erschreckt! Ich hab' gemeint, er stünd' selber da!“

„Nun, wer denn?“

„Reden wir nicht zu laut,“ flüsterte der rothe Hannjob, sich herüberneigend. „Ich meinte den da aus dem Röxel und vom Hunnenfelsen!“

„Ich glaube gar, du meinst den wilden Jäger?“

„Freilich mein' ich ihn! Er hat sich in der letzten Zeit wieder am Hunnenfelsen und im Röxelgrund sehen lassen; du weißt ja, daß er auf Weihnachten am liebsten da haust, und vorhin ist er leibhaftig da drüben vorbeigeschlichen. Ich hab' ihn ganz genau gesehen, und auch er starrte mich an mit einem Paar Augen — einem Paar Augen sag' ich dir, wie feurige Kugeln. Er hat einen grünen Rock, einen großen Schlapphut und rothe Strümpfe angehabt; ich hab' aber auch schier die Geisengichter 'kriegt und die Haare sind mir gegen Berg gestanden, daß sie mir die Kappe in die Höhe gehoben haben.“

Damit drückte er die Fuchspelzmütze mit der

Hand in den Kopf, daß seine rothen Haare an den Seiten emporstarrten.

„Du sahst in deiner Angst einen Wilderer oder Holzfrevler für den wilden Jäger an, Hannjob!“ sagte der Waldhüter. „Wo ging er denn hin?“

„Dahinein in den Nebel gegen den Hunnenfels zu. Wenn du schnell gehst, kannst du ihn noch einholen!“

„Es pressirt nicht so!“ erwiederte der Waldhüter. „Ich will dich vorerst nur fragen, wie du dazu kommst, in fremdem Walde Holz zu holen, da du deinen eigenen Privatwald hast, Hannjob. Weißt, der wilde Jäger geht mir nicht durch, — da muß ich mir erst eine Notiz in mein Büchlein machen!“

„Cyriak, laß mich diesmal noch gehen!“ bat der rothe Hannjob heimtückisch.

„Kann nicht sein! du bist mir schon zu lang entgangen! du hast schon zu viel Schaden gethan und gehst nicht aus Noth in den Wald, sondern aus Leichtsinn, um das Holz draußen in Münster zu verkaufen und Schnapps dafür zu trinken!“

„So geb' ich dir auch keine guten Worte. Aber du sollst noch an mich denken, du sollst noch an den rothen Hannjob denken, wart' nur!“ sagte der Mensch

mit geballter Faust. Der Waldhüter war nicht in der Stimmung, Händel anzufangen, wollte sich auch nicht weiter um ihn kümmern und ging seiner Wege dem Hunnenfelsen zu.

Die Sonne war wieder vom Nebel verfinstert; der Waldhüter ging gedankenvoll dahin. In seine früheren Gedanken von Amerika und dem Herrgottsbuben, in seine trüben Ahnungen für die Zukunft mischte sich jetzt die Erinnerung an die Drohung des rothen Hannjob, und je mehr er von demselben hinweg kam, desto bedräulicher däuchte ihm die Rachsucht dieses heimtückischen Menschen, der ihm schon lange den Hüterdienst mißgönnte. „Jedoch," meinte er, „was kann der Heimtücker einem ehrlichen Manne anhaben? Kommt er mit Gewalt, nun da bin ich ihm Mann's genug und schlag' ihm lieber die rothen Bürsten vom Kopfe herunter, als daß ich ihn mir auch nur das Geringste anhaben lasse. Freilich, vor seiner schlechten Zunge kann ich mich nicht hüten, aber man kennt mich ja als braven Mann! Wenn ich nur gesund bleibe, wenn mir nur mein Weib und die Kinder nicht krank werden, dann ist Alles gut. Das Friederle und das Evenkätherle verdienen sich ihr Brod schon selbst, das Stoffele könnt' sich heut

schon mehr verdienen, als wir alle zusammen, wenn es in Amerika wäre, — aber was — was gibt's denn da? da seh ich ja ein Feuer am Hunnenfelsen?"

So unterbrach sich der Waldhüter, da durch den Nebel die Gluth eines Waldfeuers trüb durchleuchtete, daß der Rauch an dem mächtigen Felsthurm emporwirbelte und sich mit dem Nebel mischte. Der Waldhüter schritt darauf zu, aber sah keinen Menschen. Es kam ihm höchst sonderbar vor, und indem er die eiserne Spitze seines Stockes in die Flamme streckte und die Kohlengluth rührte, sagte er so für sich hin:

„Wer hat denn jetzt das Feuer angezündet? Sind etwa die Zigeuner in der Nähe?"

Er schaute sich rings um; Niemand war zu sehen. Wunderliche Gedanken stiegen wieder in ihm auf.

„Sollte dies ein solches Feuer sein, von dem die Leute sagen, die Kohlen verwandeln sich in Gold? — O nein, Cyriak, sei nicht so einfältig und dumm! Häng' dich nicht an solchen Aberglauben! das sind ja Kohlen, wie alle anderen. — Freilich käm' es mir gerade recht, wenn's solche Feuerlein gäbe, und das da wär' eines! Oder — oder selbiger Mann, der dem Stoffele die Karolin gegeben hat, käme daher — und — wenn's auch gleich der wilde Jäger wär'."

Das Letzte hatte der Cyriak recht laut in seiner Erregung gesagt und hatte dabei den Spießstock in das Feuer gestoßen, daß die Kohlen nur so auseinander prasselten.

Da klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Ueberrascht und halb erschreckt wendete sich der Waldhüter um, und trat jetzt doch zwei Schritte zurück. Denn vor seinen Augen stand die Gestalt des wilden Jägers, wie sie ihm vom rothen Hannjob beschrieben worden war — im grünen Rock, rothen Strümpfen und einem mächtigen Filzhute, dessen breiter Rand das düstere bärtige Gesicht fast verdeckte. Auf dem Hute stacken einige Federn von wilden Gebirgsvögeln nach Art der bayerischen Hochländler und Tyroler. So stand die Gestalt dicht vor den Augen des Waldhüters neben dem Stamme einer ungeheueren Föhre, deren Nadelkrone in Nebel gehüllt an der hohen Felswand hinaufragte. Daß es dem ehrlichen Cyriak etwas unheimlich zu Muthe war über die plötzliche Erscheinung auf seine letzten Worte hin, wird wohl jeder glauben, ohne daß dieses Zweifel gegen den Muth des Mannes erregen könnte. Er starrte die Gestalt mit halb vorgestrecktem Spießstocke an, ohne zu wissen, was er sagen sollte.

„Bist du der Waldhüter Cyriak von Mönchweiler?“ fragte jetzt der sonderbare Fremde in raschem etwas fremdländischem Tone und tiefer Stimme.

„Der bin ich!“ erwiederte der Waldhüter, etwas leichter aufathmend.

„Dann brauchst du keine Furcht zu haben, Cyriak!“ kam es entgegen.

„Wer sagt ihm denn, daß ich mich fürchte!“ fing jetzt der Waldhüter ermuthigt an, da ihm in der That, da die Erscheinung nur anfing zu sprechen, alle Furcht gewichen war. Zugleich hob er seinen eisenbeschlagenen Stock bedeutsam und bekräftigend in die Höhe, ohne ihm jedoch eine drohende Bewegung zu geben.

„Der Waldhüter von Mönchweiler fürchtet sich nicht,“ sagte er, „und wenn er auch der wilde Jäger — hm! hm! —“

Dem muthigen Manne versagte doch die Stimme, so fest er sich hielt und so wenig abergläubisch er war.

Um den Mund des Fremden spielte ein halbes Lächeln, seine braunen Züge nahmen einen freundlicheren Ausdruck an — für einen Augenblick. Dann aber beschattete wieder düsterer Ernst das braune Gesicht, indem er sagte:

„Du kennst mich nicht, Cyriak?“

„Wüßte nicht!“ war die mit einem bedenklichen Kopfschütteln begleitete Antwort.

„Hast aber schon von mir reden hören?“ fragte der Fremde weiter.

„Hm! hm! Es könnte wohl sein!“ antwortete mit einem forschenden Seitenblicke der Cyriak.

„Ich war einmal in deinem Hause!“ fuhr der Fremde fort, und Cyriak sah ihn mit forschendem Auge, wenn auch noch immer mit einem gewissen Schauder von oben bis unten an, wobei er sagte:

„Wie, in meinem Hause? Er?“

„Es ist freilich schon lange her!“

„Nun, und wie lange denn, wenn man fragen darf? Wie ich vielleicht noch nicht darin wohnte?“

„Nein, es sind etwa fünfzehn Jahre!“

Der Waldhüter, dem die Sache noch immer verdächtig vorkam, sagte nachdenklich und zweifelnd:

„Weiß nichts davon, kenn' ihn nicht und will ihn auch nicht kennen lernen. Laß er mich ruhig meiner Wege gehen!“

„Halt!“ rief der Fremde und faßte ihn am Arm. „Ich bin dir gegenüber ein ehrlicher Mann. Du wirst dich erinnern, wenn ich dir sage, daß ich

heute vor fünfzehn Jahren, in der Nacht, in deinem Hause war!"

„Ah! Aa—h! Jetzt geht mir ein Licht auf!" sprach der Waldhüter, den Finger an die Stirne legend und die Augen weit öffnend. „Jetzt steigt mir ein Licht auf. Aha, ihr seid der ehrliche Mann, der mir in selbiger Christnacht, da ich mit meiner Frau in der Christmette zu Münster war, den Schinken gestohlen hat! — So, so, ihr seid der Spitzb— der ehrliche Mann! Hm, hm! So, so!"

Und der Waldhüter wackelte mit dem Kopfe und besah den „ehrlichen Mann" von allen Seiten und fing immer wieder sein: „So, so! Hm, hm!" an. Das mußte den Fremden noch mehr verdüstern, und er unterbrach die forschenden Blicke und sonderbaren Bemerkungen mit der Frage:

„Wo hast du den Buben, den ich dir damals hinterließ?"

Aber der Waldhüter wackelte noch immer mit dem Kopfe, überhörte die Frage ganz und fuhr fort, so recht höhnisch, was sonst seine Gewohnheit nicht war:

„Hm, hm! So, so! Ei, so sehen die ehrlichen Leute aus! Das ist mir neu! Na, war er recht gut, mein Schinken? Hat er euch recht geschmeckt, ehrlicher

Mann? Man kann sich's denken, nicht wahr: solch' gestohlener Schinken ist gar leicht verdient und muß recht gut schmecken, recht gut, ausgezeichnet!"

„Ei ja, wenn du's nun einmal wissen willst, er war vortrefflich und mundete uns nach drei Tagen Schmalküche recht sehr!" sagte der Fremde, um der Sache ein Ende zu machen. „Aber sprich, wo ist —"

„Ja, ja! Glaub's recht gern! Ihr wißt auch, was gut ist, drum habt ihr mir ihn gestohlen und ich konnte auf Weihnachten wieder Grumbeeren allein essen! Glaubt ihr denn, ich hätte ihn nicht ganz allein essen können und hätt' euch dazu gebraucht, ihr — ihr ehrlicher Mann, der ihr seid?"

„Hol' doch der Guckuck den Schinken!" fluchte jetzt der Fremde, der etwas Wichtiges auf dem Herzen zu haben schien, und der Waldhüter fuhr auch ganz wild auf:

„Ja, jetzt hat er ihn schon lange geholt, und ihr habt's gut sagen! Pfui, schämt euch, einem armen Manne den Weihnachtsschinken zu stehlen! das hätt' ich nicht von euch gedacht. Und wär' ich dazu gekommen, so" — der Cyriak hob seinen Stock schon etwas bedrohlicher empor — „so hätt' ich ihn euch an der Haut 'runtergeschlagen, wißt ihr's. Wahrlich,

wenn ich daran denke, werd' ich ganz wild und ich könnt' — Bomben und Granatensackra— warum habt ihr denn gerade meinen Schinken gefressen?"

Der Cyriak stieß damit wieder seinen Spießstock in die Erde, daß er tief hineinfuhr, denn er war in der Einnerung an den geraubten Leckerbissen in der That zornig geworden. Da fing denn der Fremde auch aufgebracht an:

„Was reitest du denn ewig auf dem elenden Stück Fleisch herum? Halt doch einmal dein —"

„Wie? Jetzt wär' mein Schinken noch gar schlecht gewesen, jetzt, da er verspeist ist?"

„Er war gut, sehr gut, vortrefflich, ausgezeichnet, und er soll dir besser bezahlt werden, als ein ganzes Schwein, wenn du nur einmal aufhören willst, närrischer Bursche!" rief jetzt der Fremde ungeduldig. „Sprich jetzt, wo ist das Kind? Befindet sich's wohl?"

„Gut, sehr gut, vortrefflich, ausgezeichnet!" spottete der Waldhüter. „Er befindet sich sehr wohl bei mir, und will durchaus keiner von den ehrlichen Leuten mehr werden, die in der Christnacht Einem Schinken und Brod stehlen. Die Ehrlichkeit steht ihm zu hoch, die begreift er nicht!"

„Das freut mich zu hören!“ erwiederte der Fremde ernst. „Ich bin da, um mit dir darüber zu reden. Ich hatte dich dazu erlesen, mein —“

„Euch für Schinken zu sorgen! Die Ehre hättet ihr einem andern geben können, wahrlich!“

„Wir waren ausgehungert — hör' mich doch an — und die Alte glaubte dir nicht wehe zu thun. Darum nahm sie, was wir später dreifach zu zahlen hoffen konnten.“

„Aber mit Buben zahlt man keine Schinken. Der Handel geht nicht, das dürft ihr euch schon merken!“

„Reut dich der Kauf, so sprich, und ich bringe den Buben zu andern Leuten, wenn er noch lebt, damit er weiters ehrlich erzogen und kein Landstreicher werde, wie sein Vater leider einer ist!“

Dies sagte der Fremde mit ernster, bewegter, langsamer Stimme und wahrem Ausdrucke, daß der Waldhüter mit ganz verändertem Wesen und Tone fragte:

„Also das Stoffele ist euer Kind und ihr habt mir's nicht zum Spotte dagelassen, sondern damit es ehrlich erzogen werde?“

„Damit es nicht sterbe vor Hunger oder elend

werde, damit es nie die Leiden, Laster und das Leben unsers Volks kennen lerne!“ sagte der Zigeuner und fuhr düster fort: „Seine Mutter war todt und seine Großmutter ein hartes, altes Weib; sein Vater, früher auch in einem Christenhaus erzogen und unterrichtet, war an das Volk gebunden, das ihm anhing. Ja, ich ging als Kind in die Schule der Christen, aber der Fluch, der auf unserm Volke ruht, die Verachtung der Leute, und dann sie, die schon lange todt, zogen mich wieder hinein in das Leben und Treiben der braunen Leute. Als sie starb, halb verhungernd, lag ihr letzter Blick auf ihrem Kinde. Da beschloß ich, dasselbe, als ein theures Erbe von der Todten, nicht untergehen zu lassen; ich hatte von dir gehört, trat in jener Nacht in dein Haus, fand aber Niemand vor, als die schlafenden Kinder. Die Alte, die mich begleitete, nahm den Schinken heraus und das Billet, das ich bei dem Kinde ließ, hinweg, da ich schon wieder mich entfernt hatte. Ich wußte es lange nicht, bis ich es in diesen Tagen, wo sie nun starb, aus ihrem Munde gehört habe. Du hast das Kind trotz alledem behalten; ich habe mich nicht in dir getäuscht. Du sollst's nicht umsonst gethan haben. Hier nimm dieses Geld, es sind hundertfünfzig Gulden.“

Damit hatte der Zigeuner in seinen Gürtel gegriffen und zog einen Beutel heraus, den er dem Waldhüter hinhielt. Der aber stand da, als ob er träume, indeß der Zigeuner fortfuhr:

„Nimm es nur hin, du kannst's mit gutem Gewissen nehmen. Es ist kein gestohlen Gut, sondern ehrlich und im Schweiße meines Angesichts in fremden Landen erworben. Es ist ganz dein eigen, thu' damit, wie du willst. Hörst du!"

Cyriak hatte die gespickte Geldbörse in seinen Händen; es war mehr Geld darin, als er je auf einmal besessen hatte. Er kam sich vor wie im Märchen. Dann aber erholte er sich von seinem Erstaunen und sagte:

„Lieber Gott! Wollt ihr euern Buben gar nicht sehen? Kommt doch mit, ehrlicher Mann, ich nenn' euch in allem Ernste so, kommt mit in mein Haus!"

Der Fremde wehrte ab. „Nein, nein," sagte er traurig, „seh' ich den Buben, dann kann ich mich vielleicht nicht mehr von ihm trennen; er müßte mit mir fort, und er darf doch kein Streuner und Zigeuner werden. Darum wagte ich mich nicht einmal in euer Haus, weil ich fürchtete, den Kleinen zu sehen. Einmal traf ich ihn unverhofft da drüben in den

Heidelbeerenstauden; ich mußte mich rasch wieder hinwegwenden, denn die Lust, ihn mit fortzunehmen, kam mir gewaltig. Geh', Cyriak, grüß' den Buben von seinem Vater, sag' ihm, daß ich ihn einmal als braven fleißigen Mann sehen möchte. Richt' ihm das von seinem Vater aus!"

Dem Waldhüter schienen des Zigeuners Blicke trüb geworden zu sein; er selbst sprach mit zitternder Stimme:

„Guter Mann, leidet ihr's, daß er nach Amerika gehe?"

„Thue und handle mit ihm, wie du willst. Halte ihn als dein Kind, und vielleicht ist es wirklich besser, er geht über's große Wasser; sag' ihm nur, er solle recht fleißig und ordentlich werden, sag' ihm das und daß es seiner todten Mutter und seines Vaters Herzenswunsch war. Ade!"

Rasch ging der Zigeuner hinweg und verschwand im Gebüsch und Nebel vor den Blicken des Waldhüters fast eben so schnell, als er erschienen war.

Cyriak wog das Geld in seiner Hand, er wußte noch immer nicht recht, wie ihm geschehen war. Das Feuer zu seinen Füßen glühte noch fort: es war ja jetzt gerade so, als ob sich seine Kohlen in Geld ver-

wandelt hätten. Gott hatte wieder geholfen, durch eine Art Wunder, wenn auch nicht durch eines, das der Aberglaube hofft. Wie er so durch die bereiften Bäume und den dichten Winternebel dahin ging kamen ihm Thränen der Freude, der Dankbarkeit und Rührung in die Augen, indem er des armen Zigeunervaters dachte, dem er in seinem damaligen Ingrimm die Rippen im Leibe verflucht hatte. Und wenn auch diese Thränen auf der Wange bald zu Eisperlen erstarrten, so kamen doch immer mehr und heißere, und er konnte sich selbst nicht verzeihen, daß er dem guten heimathlosen Manne nicht mehr zugeredet habe, mit nach Hause zu kommen. Als er nach Hause kam, versagte ihm lange die Stimme und die gehörige Fassung, die Begegnung zu erzählen; als er es aber endlich vermochte, da war eine wehmüthige Freude unter seinem Dache erwacht. Das Stoffele saß da mit hellen Thränen in den schwarzen Augen; auch die Mutter war tief gerührt.

Abends aber gingen mehrere der Kinder mit dem Stoffele und dem Vater durch's Thal nach Klingenmünster, nahmen das hocherfreute Evenkätherle in der Bocksmühle mit zur Christmette und sangen dort aus hoch lobsingender Brust das „Gloria in excelsis Deo!“

Der Vater aber kaufte beim Metzger wieder einen Schinken für Weihnachten und Anderes für die Kinder; das Stoffele hatte dem Evenkätherle schon, zu ihrer höchsten Freude, das äußerst schöne Heilandsbild als „Christkindel“ geschenkt. Andern Tags nun kam Friederle von Annweiler heim auf Besuch, denn er wechselte auf Weihnachten seinen Platz, auch das Evenkätherle kam; da zündete der Vater den Branntwein im Teller an, that Zucker dazu, daß die bläulichen Flammen lustig herumleckten zum Erstaunen der Kleinen. Dann wurde der Lebkuchen herbeigeholt und zu dem warmen Branntwein gegessen. Auch von dem Schinken wurde jedem ein Schnittchen vorgelegt und der Christbaum wieder angezündet. Es war eine bescheidene Fröhlichkeit, die nur durch den Gedanken an die baldige Abreise des Herrgottsbuben etwas getrübt war. Das Stoffele aber saß nachdenklich auf seinem Stuhle, freute sich wohl mit Allen und besonders, daß dem Evenkätherle das „Herrgöttle“ so gut gefallen hatte. Aber er mußte auch an den armen heimathlosen Zigeunervater denken, der jetzt im Walde oder sonst wo auf schlechtem Lager weilte und der Weihnachtsfreuden völlig entbehrte. Und noch in seine Träume trat das Bild des Zigeuners am Hunnenfelsen.

Sechstes Capitel.

Wie es daheim und in Amerika geht.

Es ist innerhalb weniger Jahre Vieles anders geworden im Hause des Waldhüters Cyriak, wenn man ihn noch so nennen darf, und Vieles anders im Dörflein und im ganzen Thale selber. Besser wurde es nirgends, dagegen schlimmer, besonders in dem Hause Cyriaks. Es war wieder am heiligen Abend.

Bleich und abgehärmt trat er eben in die ärmliche Stube; sein erster Blick fiel auf das Bett. Dort lag eine stille, nur leise ächzende Kranke — es war die gute Amy, es war seine Frau. Als sie ihren Mann zur Thüre hereintreten sah, versuchte sie ihren Blick zu erheitern, und als er fragte: „Wie geht's, Amy?" da antwortete sie: „O, es macht sich schon bald wieder, Cyriak."

Aber seine kummervolle Miene sagte, wie wenig er das glaube. Ein zweiter Blick fiel jetzt auf die in der Stube sitzenden vor Frost zitternden Kinder, das kleine Bärbele, Jäckele und Amyle. Sie kauerten um den Ofen herum, obgleich der kalt und ohne Wärme war; sie meinten, es friere sie weniger, wenn sie recht nahe an denselben rückten. Bei ihnen saß mit roth-

verweinten Augen und bleichem Gesichte das Evenkätherle und nähte und flickte an den ärmlichen Gewändern. Die Mutter war schon seit einem halben Jahre krank; Kummer, Noth und Entbehrung warfen sie auf das Lager; ihr kleinstes Kind lag schreiend neben ihr. Da mußte das Evenkätherle aus ihrem Dienste treten und heimgehen, ihrer Mutter und der verlassenen Kinder zu warten. Sie saß da mitten unter den frierenden Kleinen, und wenn hie und da eines, vom Hunger getrieben, fragte:

„Wann kriegen wir denn zu essen? Wann bringt uns denn der Vater Brod?“

Da sagte sie mit unsäglich bitterm Gefühle, denn sie wußte ja, wie falsch ihr Trost war:

„Heute Nacht kommt das Christkindel, denn es ist ja Weihnachten. Das wird euch Brod bringen. Darum seid brav und still, liebe Kinder, die Mutter will schlafen.“

Sie sagte es eben wieder. Der Vater strich sich mit verzweifelter Miene über die Stirne und die Augen und setzte sich dann nieder, still vor sich hinstarrend. Endlich sagte er:

„Evenkätherle, geh' hinaus und mach' Feuer in den Ofen, ich habe heute etwas dürres Holz mit-

gebracht. Das Tannenbäumchen lege auf die Seite, oder — ach du lieber Gott! steck' es auch in den Ofen, wenn's nöthig ist; wir haben ja doch nichts, um es für morgen auszuputzen!"

Das Mädchen ging und der Vater fragte die Kinder:

„Wo ist denn das Hannsel und Jergsimmerle?"

„Die sind heute früh fort nach Münster mit des Nachbars Hannsjürgel als Sternbuben. Sie haben den Stein mitgenommen, den einmal das Stoffele, unser Herrgottsbub', geschnitzelt hat."

Der Vater hörte es stillschweigend an, er hörte es sogar mit einer gewissen Befridigung, wenn er sich auch mit Wehmuth an jene Weihnachten erinnern mußte, an welchen er seinen Kindern verbot, als Sternbuben fortzugehen, weil sie dadurch ärmeren den Verdienst raubten. Jetzt gab es ja kaum ärmere Kinder im ganzen Thal, als die seinigen, und das wollte viel heißen in jenem armen Gebirgslande zu selbiger Hungerszeit.

Es waren seit des Herrgottsbuben Abreise nach Amerika bittere Jahre über die Familie des Cyriak gekommen. Der Vater wurde schon vor drei Jahren seines Dienstes entsetzt; der rothe Hannjob, derselbe,

den er damals im Walde getroffen, war Wald- und Kuppenhüter geworden an seiner statt und verfehlte nicht, ihm bei jeder Begegnung einen höhnenden Blick zuzuwerfen. Schon oft war er seitdem von dem rothen Hannjob aufgeschrieben und angezeigt worden, wenn er auch nur im Walde einen dürren Ast abhieb, damit seine Kinder nicht frören; der rachsüchtige Mensch vergalt jenes Zusammentreffen hart und führte seine Drohung in vollem Maße aus. Er hatte nämlich den Cyriak fortwährend beim Revierförster in Münster und beim Forstmeister in Bergzabern zu verdächtigen gesucht, sprach von Bestechung und Veruntreuung, Ungerechtigkeit und Parteilichkeit. Endlich hatte er noch mehrere andere Neider des Cyriak aus dem Dorfe für sich gewonnen, und man beschuldigte diesen geradezu, er betrüge die Gemeinde und den Staat, indem er Leuten, die im Walde Holz gesteigert hatten, noch hie und da ein Klafter dazu gebe und auch sonst ein Aug' zudrücke, wenn ein Kronenthaler falle. Ja, er stehe mit fremden Holzhändlern in Verbindung, und so verschwinde gar mancher schöne Baumstamm aus dem Walde, man wisse nicht wie. Als Beweis führte man an, daß der Cyriak bei dem geringen Waldhüterlohn und noch geringerem eigenen

Vermögen mit seiner starken Familie dennoch gut auskomme, ja sogar fremde Kinder aufnehmen konnte, um sie als seine eigene zu halten. Das Stärkste aber sei, daß er das Zigeunerstoffele nach Amerika geschickt habe, ohne Geld hierzu bei irgend Jemand geliehen oder einen Acker verkauft zu haben. Das sei doch bei einem armen Waldhüter nicht erhört, daß der seine hundert oder hundert und fünfzig Gulden daliegen habe. — Cyriak setzte allen diesen Nachreden seine Rechtschaffenheit und Unschuld entgegen und bat, man solle ihm einen einzigen Menschen nennen, der sagen könne, daß er Holz oder irgend eine Vergünstigung von ihm habe. Als er, um sich über das Geld zu rechtfertigen, welches die Reise nach Amerika deckte, die Geschichte mit dem Zigeuner erzählte, da antwortete ihm sein Vorgesetzter: „Cyriak, er will mir da einen Bären aufbinden. Das ist schlecht erfunden, schlecht erlogen. Er scheint mir sehr verdächtig!“ Da schwieg der ehrliche Cyriak, Mehr konnte er ja auch nicht sagen. Und bei nächster Gelegenheit ward ihm das Amt genommen und seinem Feinde, dem rothen Hannjob, gegeben.

Das Bewußtsein seiner Unschuld gab ihm Trost; er hoffte mit Gottes Hülfe und seiner und der Seini-

gen Kraft sich durchzuhelfen. Aber es ging gleich von Anfang nicht sehr leicht, obgleich sowohl das Evenkätherle als der Frieder treulich ihren eigenen Verdienst zum Unterhalt der Familie beisteuerten. Es waren nämlich bereits die Nothjahre für das Westrich gekommen. Die Kartoffeln, welche den Hauptreichthum unsers Gebirgs ausmachen, schlugen von Jahr zu Jahr mehr fehl, und wenn man früher einen großen Theil in die Vorderpfalz ausgeführt hatte, so erntete man jetzt kaum mehr soviel, als man selbst bedurfte. Die Kartoffelfelder standen schon am frühen Herbst mit braunem, schwarzem, abgewelktem Laube da; jene unerklärliche Pflanzenpest, „die Kartoffelkrankheit,“ verwüstete alle Aecker und zog verheerend durch das ganze Erdreich des Westrichs. Die wenigen Knollen an den Wurzelstöcken waren größtentheils schon beim Ausgraben faul, faulten aber noch stärker im Keller. Selbst die gesunden Kartoffeln verloren ihre Nahrhaftigkeit und blieben wässerig und glasig. Da kam bald Verzweiflung unter die armen Gebirgsbewohner und besonders auch in das Gossersweilerer Thal, zu welchem man noch Mönchweiler rechnet. Man konnte sich die traurige Erscheinung nicht erklären, und der allgemeine Aberglaube gab

auch dorten dem Kohlendampfe der Eisenbahnen und Fabriken die Schuld, obgleich damals zur nächsten Eisenbahn noch mindestens sieben Stunden waren. Jammer und Klage herrschten fast in jedem Hause, und der Leute bemächtigte sich zugleich eine Abspannung und Gleichgültigkeit, die sie zu gar keinen Entschlüssen mehr kommen ließ. Ganze Felder standen leer, weil sie Niemand mehr bebauen wollte, ganze Gemeinden verfielen den Händen der Wucherer, und noch lange hinaus wird jene Zeit ihre verderblichen Folgen für jenes Gebirgsthal ausüben.

Da zogen die Gebirgskinder haufenweise in die Vorderpfalz auf den Bettel. Kam aber ein Westricher Bauer dahin mit seinem bleichen trüben Gesichte, seinem schlotternden Gange und seiner heiseren krächzenden Stimme, da ward er wohl bedauert, aber ein lustiger Bekannter fragte ihn doch wohl noch:

„Hansjürgel, wie gehts? Sind denn die Gehlen noch nicht bald mehlig?“

Da wollte der Arme des gutmüthigen Spottes nicht mehr lachen und antwortete wohl traurig:

„Nein, daß Gott erbarm'! Sie werden eher faul als mehlig!“

Auch der frühere Waldhüter von Mönchweiler

sang nicht mehr das westricher Nationallied zu seinem und seiner Kinder Spaß. Das war ihm schon lange vergangen, nachdem eines seiner Kinder um das andere bei der schlechten Nahrung krank geworden war. Auch das Evenkätherle und der Frieder lagen eine Zeit lang krank daheim. Keines war jedoch weggestorben; nur die Mutter lag jetzt schon seit sechs Monaten krank darnieder und noch zeigte sich keine Besserung. Der Frieder aber war Soldat geworden und lag zu Landau in der Kaserne. Voriges Jahr bei der Ziehung im Advent hatte er ein niederes Loos gezogen; traurig war er heimgekommen und die Weihnachten gingen nicht fröhlicher herum. Dieses Jahr stand er schon in Landau Wache und konnte nichts beitragen zum Unterhalt der Kinder.

So stand es im Hause des Cyriak von Mönchweiler, als der heilige Abend herankam. Es war wohl der traurigste, der noch im Hause verlebt wurde. Draußen war ein schlimmes trübes Winterwetter; der Wind rüttelte an den Hauswänden und der Thüre; der Schnee lag bis fast an's Fenster und trieb durch die Ritzen der Thüre herein. Alles in der Stube sah traurig und herabgekommen aus, selbst das geschnitzte Herrgöttchen, welches einmal der Herrgotts-

bube dem Evenkätherle zu Weihnachten geschenkt hatte. Es sah braun und rußig aus und hing, kaum von der Wand unterschieden, in der dunkeln Ecke. Hie und da richteten sich die Blicke des Vaters oder des Mädchens nach dem Bilde; sie schienen ordentlich mit vorwurfsvollen Blicken hinzuschauen, als wollten sie sagen: der hat uns auch vergessen! Sie meinten dann wohl doch nur den Herrgottsbuben. Das geringe Holz im Ofen verbreitete so wenig Wärme, daß nicht einmal die Heimchen sich behaglich fühlen konnten. Man hörte keines zirpen, weder im Herdsteine noch sonst wo im Hause. Der Vater merkte es wohl, als er so zweifelmüthig vor sich hinstarrte. Er sagte dann wohl auch für sich: „Warum sollen auch die Hausheimchen uns treu bleiben, wenn das Glück des Hauses fort ist!"

Nach einer Pause fragte er:

„Kommen die Buben heute wieder? Vielleicht bringen doch sie etwas mit, das den Kindern den Hunger stillt!"

Kaum hatte er ausgeredet, als die Thüre aufging und heulend und schnippsend das Hannsel und Jergsimmerle hereintraten in ihren weißen Hemden, die sie als Sternbuben über die Kleider trugen. Das

Hannsel hatte den Stern noch in der Hand, aber ihre Kappen von buntem Papier hatte der Wind zerrissen und der Schneefall durchnäßt, so daß sie jämmerlich aussahen. Die beiden Buben zitterten vor Kälte und Frost, ihr Brodsack war leer, bis auf drei Stücklein hartes Brod; ihr Geldbläschen enthielt drei halbe Kreuzer. Mit Jammer und Weinen erzählten sie, daß sie in Münster blos ein einziges Mal das

„Mit Gott so wollen wir loben und ehr'n
Die heil'gen Dreikönig mit ihrem Stern"

gesungen hätten und dann noch das andere:

„Zu Bethlehem geboren
Ward uns das Kindelein."

Da sei ein Gendarm gekommen als sie gerade sangen:

„Der Stern, der Stern soll 'rume geh'n,
Wir wollen des Tags noch weiter geh'n,"

und hätte sie heimgejagt. Denn das Sternbubensingen war polizeilich verboten, warum weiß Niemand. Da hätten die Kinder alle Hoffnung, Brod und Geld ihren hungernden Geschwister heimzubringen, aufgegeben und seien bei dem schlechten Wetter traurig heimgegangen. Die Leute auf der Mühle hätten ihnen noch das Brod mitheim gegeben, erzählten sie.

Der Vater hörte die Klage der Kinder an, er hatte selber auf einige Kreuzer und wenigstens auf

Brod für eine einzige Mahlzeit gehofft — jetzt kamen die Kleinen selbst hungernd, durchnäßt und frierend an. Es war ihm zu Muthe, als müsse er den Tod für alle herbeisehnen und jetzt gleich herbeirufen. Er war ganz verzweifelt. In der Ecke saßen die Kinder still und schweigsam. Da fingen die Kleinen mit einem Mal an, vom Herrgottsbuben zu erzählen, der da bald komme aus Amerika und einen schönen großen Christbaum und Brod bringe.

„Ach,“ fing das Evenkätherle zu ihrem Vater gewendet an, „ich kann mir's gar nicht denken, daß das Stoffele schon seit dreiviertel Jahren nichts mehr von sich hören ließ!“

„Er hat uns vergessen!“ versetzte düster der Cyriak. „Warum soll er noch an den armen Vater denken, da er jetzt in Amerika als ein reicher Mann lebt. Hab' ich dir denn nicht erzählt, daß der Häckersjakob von Münster seinen Eltern vor acht Tagen geschrieben hat?“

„Ja, ihr habt's erzählt, Vater, aber sagt noch einmal, was er vom Stoffele schrieb.“

„Nun, im Brief stand: Denkt euch nur, liebe Leute, das Zigeunerstoffele von Mönchsweiler, dem Cyriak sein Herrgottsbub', der daheim mit Besen, Holzschuhen und hölzernen Löffeln gehandelt hat, lebt

in Cincinnati als ein steinreicher Mann mit einem großen Geschäft. Er hat eine Bildschnitzerwerkstätte, wo er vielen Leuten Lohn gibt und großen Handel mit Getäfel und solchem Geschnitzel treibt, wie er's schon daheim gethan hat. Er ist in kurzer Zeit so reich geworden und wird bald einer der reichsten sein aus Deutschland. Ich hab' ihn aufgesucht und da hat er mich gefragt, wie's dem Waldhüter Cyriak gehe. Und da hab' ich's ihm halt gesagt. Darauf hat er kein Wort gesagt, hat mir ein Geschenk geben und da bin ich wieder fort. Mir hat geschienen, er will nichts mehr wissen von Mönchweiler, wo er auferzogen worden ist. — So steht in dem Brief."

„Nein, das ist nicht wahr!" rief das Evenkäthele. „Das lügt der Häckersjakob. Das kann ich nicht glauben!"

„Ich hätte es auch nicht geglaubt, aber es muß nun doch so seyn!" erwiederte schmerzlich der Vater. „Der Reichthum und vorzüglich in Amerika verhärtet die Menschen und macht sie stolz, daß sie sich derer schämen, die sie früher gekannt haben. Von dem Stoffele thut es mir bitter wehe, recht in's Herz hinein wehe. Das hätte ich nicht gedacht."

„Ach, wenn er uns nur hundert Gulden schicken wollt', damit es uns nicht gar so schlecht ginge!"

klagte das Evenkätherle. „Ihr, Vater, habt ihn nie hungern lassen und euch seiner angenommen, da er als verlassenes, verstoßenes Kind in der Stube gefunden wurde. Jetzt lebt er in Hülle und Fülle — und wir haben auf Weihnachten nicht einmal etwas zu essen, geschweige zu schlecken. Ach die armen kleinen Kinder!"

„Sie müssen jetzt halt auch betteln gehen nach Münster hinaus, wie's andere Kinder thun!" entgegnete der Vater mit erheuchelter Gleichglütigkeit. „Sie sollen gleich morgen auf den Feiertag den Anfang machen; denn der Hunger thut auf Christtag grad so weh, wie am allerschlechtesten Werktag. Die Leute werden sagen: Sieh', da schickt auch der Cyriak seine Kinder uns vor die Thüre. Vielleicht geben sie ihnen lieber als den anderen das Bettelbrod; denn sie kennen mich draußen als ehrlichen Mann, wenn ich auch abgesetzt worden bin. Auch wissen die Leute, wie ich mich selber gegen die Armuth benommen, wie ich den Herrgottsbuben aufgenommen und großzogen: sie werden euch nicht verhungern lassen und ihr habt euch des Bettels nicht zu schämen."

Das Evenkätherle beugte sich weinend zu den Kleinen nieder und jammerte leise vor sich hin:

„O das kleine Jäckele, o das Bärbele und das

arme kleine Amyle! Sollt ihr betteln gehen und im Schnee stehen und das Vaterunser beten vor den Thüren und Fenstern und dann noch ein „Helf' Gott!" kriegen statt des Stücklein Brodes. O du großer Gott dort oben, erbarme dich der schwachen unschuldigen Kinder!"

Der Vater war aufgestanden und an's Fenster getreten. Es war schon dunkele Nacht im Thale. Die Lichter der Nachbarhäuser warfen helle Streife auf den Schnee. Er stand und hörte die leise Jammerklage der Tochter; krampfhaft rang er die Hände über der Brust und seufzte: „Ach, Herrgott im Himmel, sollen meine Kinder betteln gehen? Oder kann ich sie denn verhungern lassen!"

Er wandte sich wieder weg vom Fenster, rang gewaltsam nach Fassung und fing, zu den Kindern gewendet mit zitternder Stimme an:

„Wenn ihr hinauskommt, Kinder, nach Münster — heut könnt ihr nicht mehr fort, es ist schon dunkel und das Wetter ist schrecklich; ihr müßt heute noch hungrig in's Bett gehen — aber wenn ihr morgen hinausgeht, so tretet nicht gleich frech in die Stuben, sondern bleibt vor der Thüre stehen und betet euer Vaterunser oder ein sonstiges Bettlergebet, das ihr von den andern Kindern lernen müßt. Geht

in die Mühlen, zum protestantischen Schulmeister und Pfarrer, zum Adler- nnd Ochsenwirth und in die andern Häuser. Und wenn euch die Leute fragen, wo ihr her seid, so sagt nur: von Mönchweiler und daß ihr dem Cyriak angehört, dem armen Cyriak und daß" — des Vaters Stimme zitterte heftiger — „und daß eure Mutter krank im Bette liege" — die Thränen rollten ihm über die braunen Wangen, und kaum konnte er noch hinzusetzen — „und da geben sie euch vielleicht lieber, und — —" und er konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden.

Laut schluchzend ging der Vater auf das Bett zu, wo das treue brave Weib bleich und blaß dalag und nur immer nach ihren Kindern schaute. Er lehnte sich über die leichte ärmliche Decke, küßte die Kranke auf die weißen Wangen und Augen und seine Thränen fielen ihr in's Antlitz. Sie schlang mit großer Anstrengung den Arm um seinen Hals und sagte mit schwacher Stimme:

„Weine nicht, Cyriak, kümmere dich nicht zu sehr! Es wird Alles wieder gut werden!"

„O Amy, liebe gute Seele, was soll aus uns werden? Sollen wir denn ganz Grunde zu gehen!" jammerte der Vater, den jetzt mit einem Male alle

Kraft verlassen hatte. Die Kinder jammerten und weinten alle mit, da sie den Vater weinen sahen, was sie noch nie erlebt hatten.

„Sei ruhig, Vater," sagte das Jäckele tröstend. „Morgen geh' ich hinaus nach Münster und bettle einen ganzen Haufen Brod und recht viel Geld zusammen!"

Aber das konnte den Vater nicht trösten, der gar nicht mehr aufzurichten war. Sein Haupt lag noch immer auf der Bettdecke, sein Weib aber sagte mit überzeugender Stimme, wie eine Prophetin:

„Cyriak, verzage nicht! Harre aus, der Heiland kommt!"

„Der Heiland kommt wohl zur Erde in dieser Nacht, das Christkindel bringt seine Bescheerungen in die Häuser der Reichen — zu uns kommt es nicht!" jammerte der ganz verzweifelte Vater. Die Kinder horchten hoch auf und fragten dann noch schluchzend:

„Warum kommt denn das Christkindel nicht? Warum wird denn der Christbaum nicht angezündet, den der Vater mit aus dem Walde gebracht hat?"

„Ach, ihr armen Würmlein, ich hab' freilich aus alter Gewohnheit ein Tannenbäumchen mitgebracht, aber wir haben ja nichts, um ihn auszuschmücken. Zu uns kommt das Christkindlein nimmer, liebe Kinder!"

„Warum denn nicht, Vater, sind wir denn nicht brav?"

„O ihr seid gute, brave Kinder, ihr verdientet's schon, daß es zu euch käme, aber wir sind ihm ja zu arm."

„Nein, lieber Mann!" sprach jetzt die kranke Mutter wieder mit matter Stimme. „Es wird kommen! Harret nur aus, es wird kommen! — Horch, da ist's schon!"

Man hörte durch das Windgebraus ein helles Geklingel, wie wenn das Christkindlein mit seinem Glöckchen oder seinem Schlüsselbund käme. Der Vater sagte:

„Der Wind hat in einem Nachbarhaus ein Fenster zerbrochen!" Und man schwieg wieder.

Die Mutter im Bett war die allergefaßteste von Allen. Sie fing nach einer Pause an:

„Es jährt sich heute, es sind nun schon mehr als zwanzig Jahre her, da war auch so eine stürmische Nacht, da uns das Stoffele in's Haus gesetzt wurde. Was wird der Herrgottsbube wohl heute machen? — Aber horcht nur, es ist Jemand draußen, horcht nur!"

„Es war der Wind, Amy," sagte der Vater den Kopf aufrichtend.

„Ja, es war nur der Wind, Mutter," bestätigte das Evenkätherle.

„Der Herrgottsbube," begann dann der Vater

trüb, „der wird jetzt in Floribus leben und mitten im Glück sitzen. O, der denkt vielleicht gar nicht in dieser Nacht an uns, in dieser Nacht, wo wir uns seiner annahmen, da er von seinen eigenen Eltern verlassen war."

„Er denkt gewiß an uns!" fiel das Evenkätherle ein. „O wenn er unsere Noth wüßte! O könnt ich ihm klagen, wie schlecht es uns seitdem gegangen!" fuhr das Mädchen fort, aber der Vater sprach ernst:

„Liebes Kind, du denkst noch immer gut von ihm. Weiß er denn unsere Noth nicht? Hat es ihm der Häckersjakob nicht gesagt? Aber es verleugnet sich eben nicht, daß er nicht unser Kind ist; er hat eben doch die Liebe nicht zu uns, wie ein rechtes Kind. Wär' der Frieder an seinem Platz in Amerika, o du lieber Gott, wir dürften keine so traurige Weihnachten haben. Sieh' der arme Frieder ist blos Soldat, aber er hat uns die paar Kreuzer seiner Löhnung geschickt und ich bin gewiß, wenn er heute oder morgen kommt, bringt er uns von seinem ersparten Kommißbrod oder so einige Kreuzer mit, der gute Bube! Ich hab' ihn immer gegen den Herrgottsbuben zurückgesetzt, den ich lieber hatte, als irgend eines meiner eigenen Kinder. Ich glaube auch, ich habe mich da versündigt. Sieh'

mich nicht so traurig an, Evenkätherle, es thut mir wehe, daß ich es sagen muß, aber es ist dennoch so! — Und nun, liebe Kinder, getröstet euch auf morgen; schlafet gut, ihr armen Tröpfe — horch, es pocht wirklich an der Thüre. Ich will hinaus, um zu sehen, wer da ist. Legt euch nieder Kinder, morgen werdet ihr vielleicht satt!“

Das walt' Gott!

Siebentes Capitel.

Wer vor der Thüre steht, und wie es weiter geht.

Der Wind brauste heftig durch die winterliche Nacht der Geburt des Herrn; hoch trieb der Schnee auf und begrub fast die kleinen ärmlichen Dörflein dort im tiefen Gebirgsthal. Es mochte wohl nirgends in den Hütten des Gebirgsvolkes die Christnacht so recht von Herzen fröhlich gefeiert werden — vielleicht waren nur wenige Christbäume in jener Nacht angezündet — es wurde mehr an die Schätze gedacht, welche man in dieser Nacht gewinnen könne; das Unheimliche überwog das Heimliche und Trauliche des Advents. Die Irrlichter und Schatzfeuer durchschweiften zu sehr die Gedankenwelt der armen Westricher, als daß das Licht des Christbaums die Trübe

und Finsterniß dieser Welt hätte erhellen mögen. Es wurde mehr von den Gespenstern und unheimlichen Wundern dieser Nacht gesprochen, als vom Heilande selber. So war es zwar nicht in der Hütte des armen Cyriak, wo die arme kranke Mutter immer wieder mit ihrer schwachen Stimme wiederholte: „Harret aus, der Heiland kommt!“ Es war ihr so wundersam zu Muthe, sie war so fest überzeugt, daß Hülfe kommen müsse, denn der Gipfel der Noth war ja bereits erreicht und weiter sollte es nicht kommen, wie sie dachte. Woher sie diese Hülfe erwartete, wußte sie sich selbst nicht zu sagen, aber sie erwartete den Retter aus der Noth, das Christkindel mit seinem Glück und Frieden in ihrem Hause, den Heiland für das Elend ihrer Familie; und immer wieder hob sie schwach das Haupt im Bette, horchte hinaus und meinte, der komme, den sie erwartete und den sie doch nicht nennen konnte. Ihr Mann sah ihre Zuversicht und es graute ihm. „Sie erwartet den Retter, den Heiland, das Christkindel, das uns von aller Noth erlöst!“ sagte er. „Wer soll uns anders retten und erlösen können, als der traurige Knochenmann — der Tod selber. Wenn er uns nur gleich alle mit einander hinüberführt in's himmlische

Reich. O, wenn er" — es durchschauerte ihn doch — „o, wenn er draußen stünde!"

Das sagte oder vielmehr dachte er, als er hinausschritt, um zu sehen, wer noch in dieser dunkeln Nacht an seine Thüre poche. Ohne irgend eine Hoffnung dachte seine Seele nur immer noch an das Schrecklichste; von ihm allein wollte er noch etwas hoffen, nachdem all' seine Mühen, all' sein Beten, all' seine Arbeiten, all' seine Redlichkeit und Tugend nichts geholfen hatten in der Welt, nicht hinreichten, um ihn vor der Qual der Verzweiflung zu schützen. Es flog ihm wie Wahnsinn der Wunsch durch die Seele, der Tod möge seine kalte Hand auf seine und der Seinigen Noth legen und der Morgen sie von aller Noth erlöst finden. Mit diesem Gedanken trat er an die Hausthüre. Es pochte wieder.

„Ist jemand draußen?" fragte er, aber man schien vor dem Brausen des Windes die Frage überhört zu haben.

Man pochte noch einmal.

„Wer da?" rief der Cyriak, während er die Thüre öffnete.

Draußen stand ein Mann, aber Cyriak konnte ihn nicht erkennen, da ihm der Schnee in's Gesicht trieb.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er, „bist du's, Frieder?“

„In Ewigkeit, Amen. Wohnt hier nicht der Waldhüter Cyriak?“ fragte der draußen mit einer tiefen männlichen Stimme, die nicht dem Frieder angehörte.

„Der arme Cyriak wohnt da, der nicht mehr Waldhüter ist,“ antwortete er, erstaunt, einen äußerst feingekleideten, in einen theuern Pelz gehüllten Herrn vor sich zu sehen. Er schien in einem Schlitten gekommen zu sein, denn hinter ihm standen zwei Pferde auf der Dorfgasse im Schnee und ließen beständig die Schellen und Glocken klingen, welche an ihrem Geschirre hingen. Zwei andere Männer waren an dem Schlitten beschäftigt, etwas herabzuheben. Der Vater glaubte, den Frieder in seiner Soldatenmontur in dem einen derselben zu erkennen; aber er konnte sich auch täuschen. Cyriak wußte nicht, was er von dem allem denken sollte und wie ein so feiner Herr in das arme Mönchweiler komme, durch das so eigentlich gar keine Straße führte.

„Was will der Herr in so später Stunde? Ist vielleicht ein Unglück passirt — hat der Schlitten umgeworfen? Evenkätherle!“ rief er dann mit einem Blick auf den überschneiten Fremden in die Stube

hinein, „Evenkätherle, bring' Licht, da ist ein fremder Herr, dem ein Unglück passirt ist!"

„Es ist mir kein Unglück begegnet!" sagte der Fremde und trat in den dunkeln Ausgang.

„So wollt ihr etwa nach Münster und braucht einen Wegweiser durch's Thal in der finstern, stürmischen Nacht?"

„O nein, ich kenne den Weg, hab' ihn ja schon oft genug gemacht!" kam's entgegen. „Ich würde den Weg schon allein finden, den ich schon hundertmal gegangen bin; aber ich will nicht nach Münster, sondern komme gerade von da herein zu euch und bleibe hier — wenigstens so lang ihr mich behalten wollt, Vater Cyriak!"

Dem guten Cyriak schwindelte, er wußte nicht, was er denken sollte. Die Stimme kam ihm so bekannt vor, aber er hatte den fremden feinen Herrn ja noch nie gesehen, und als eben das Evenkätherle mit einem brennenden Kienspan herauskam, sagte er:

„Lieber Herr, ihr könnt nicht bei mir bleiben! Ich bin arm, so arm — ach, und mein Weib, die gute Amy ist krank und —"

„Ihr behaltet mich doch, Vater Cyriak! oder wollt ihr mich jetzt hinausstoßen, nachdem ihr mich vor zwanzig Jahren als kleinen Buben aufgenommen

habt? Seht mich doch einmal an, Vater! Und du, Evenkätherle, liebes Mädchen, kennst du mich denn nicht mehr?"

„Wie? was seh' ich?" rief jetzt der Waldhüter.

„Jesus, Maria und Joseph!" rief das Evenkätherle. „Seid ihr das Stoffele?"

„Ich bin euer Stoffele — das Zigeunerstoffele von Mönchweiler."

„Heiliger Gott im Himmel, Amy, der Herrgottsbub' ist da!" schrie der Vater jetzt in die Stube und der Angekommene trat ein, sah sich um und erkannte das grenzenlose Elend.

„O Vater, Schwester, ihr lieben, armen Kinder, wie treff' ich euch! Und die Mutter? Ach liebe, gute Mutter, mußte es so weit kommen!"

Und er warf sich an dem ärmlichen Bette nieder. Die Kranke reichte selig lächelnd die Hand aus dem Bette. Er preßte sein Gesicht darauf und weinte Thränen der Freude und des Schmerzes, da er das Elend im Hause sah und auf allen Gesichtern las. Die Mutter hob das bleiche Haupt empor und von ihren Lippen kam's:

„Mein Gott, mein Gott, du bist's! Du, unser Herrgottsbube! Ich bin nicht mehr krank, der Heiland ist gekommen!" —

Warum soll ich die immer mehr durch die Thrä-

nen der Wehmuth erblühende Lust des Wiedersehens beschreiben? Der Heiland, der Retter aus der Noth, das Christkindel mit allen seinen Freuden war ja wieder eingekehrt in dem Hause des braven Criak. Der Christbaum stand noch in selbiger Nacht in herrlichem Schmucke, denn die zwei Männer, welche draußen am Schlitten beschäftigt waren, trugen eine mächtige Kiste herein und darin war Alles, was Kinder erfreuen konnte und was Erwachsene zu stärken vermochte: Lebkuchen, Zuckermandeln, Kleider und Schuhe, Schinken, Brod, Wein und Braten. Der eine von den zwei Männern war aber Frieder selber, der auf seinem Heimweg von Landau in Münster den zurückgekehrten „Herrgottsbuben" traf und mit ihm in einem Schlitten, den man sich geliehen hatte, durch's Thal hereinfuhr. Die Freude der Eltern und Geschwister läßt sich gar nicht beschreiben; es war in dem Hause der Armuth ein Jubel erwacht, der bis zum Himmel drang. Der Cyriak selber aber schlug sich an die Brust und sagte mehr als einmal: „O, ich habe angefangen an ihm und an Gott zu verzweifeln! Ich kleinmüthiger Mensch! Alle Noth hat ein Ende, Gottes Name sei gebenedeit in Ewigkeit." —

Der Amerikaner fuhr mit dem Fuhrknecht auf

dem Schlitten wieder nach Münster zurück, um da zu schlafen. Andern Tags aber war er schon wieder in Mönchweiler. Da ging denn wie ein Lauffeuer die Kunde durchs Thal, das Zigeunerstoffele sei als ein steinreicher, feiner Herr mit einem kohlschwarzen Bart aus Amerika gekommen, wolle dem armen Cyriak sein Friederle von den Soldaten loskaufen, die ganze Familie mitnehmen über's Meer — und das Evenkätherle solle die Herrin all des ungeheuren Reichthums und eine vornehme Frau werden, sagten die Leute. Und sie sagten nicht zuviel.

Die Mutter Amy, welche nun aller Sorge enthoben und der besten Pflege anheimgegeben war, erholte sich wunderschnell. Das neue Jahr wurde im Hause des Cyriak in allen Freuden gefeiert und bald darnach war eine Hochzeit im Dorfe, wie noch keine gesehen wurde. Die Kinder des Cyriak, das Hannsel und Jergsimmerle, das Jäckele, Bärbele und Amyle gingen in schönen warmen Kleidern und Schuhen vor den Brautleuten her nach Silz in die Kirche, wo der Herr Pfarrer den Ehebund segnete; die junge Frau Evenkätherle strahlte von Freude und Glück, und Vater und Mutter nicht weniger. Als man noch der Großmutter neu aufgerichtetes Grab besucht hatte,

ging es zurück nach Mönchweiler. Dort hatte im Wirthshause Jedermann freien Trunk auf Kosten des reichen „Amerikaners,“ der noch unter alle armen Leute Geld vertheilen ließ, die liebe Menge. Jedermann nahm Theil an der allgemeinen Freude, nur der rothe Hannjob nicht. Der betrank sich an jenem Tage daheim mit schlechtem Schnapps und fluchte und wetterte ganz entsetzlich.

„Es ist doch nur ein Zigeunerbube!“ rief er einmal über's andere. Aber kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Unter den freien Gästen, welche das Hochzeitfest herbeigezogen hatte, befand sich auch eine Truppe Zigeuner. Der Amerikaner ließ ihnen eine Scheuer herrichten, wo sie bei Braten, Würsten, Schinken und Wein ganz absonderlich lustig waren, und den ganzen Tag sangen und sprangen, spielten und geigten. Einer von ihnen wurde im Hause des Cyriak recht schwer vermißt — das war jener Zigeunervater vom Hunnenfelsen. Alle dachten seiner in dankbarer Freude und Wehmuth, am meisten aber der Bräutigam selbst. Man sprach eben von ihm im engen Familienkreise, da sagte der Frieder, indem er durch das Fenster deutete:

„Dort kommt auch noch ein Zigeuner, ein alter ehrwürdiger Mann, den Pfad am Abhang herab!“

Vater Cyriak schaute hinaus und rief:

„Weiß Gott, er ist's! dein Vater ist's, Stoffele!"

Beide eilten zu gleicher Zeit hinaus und brachten den verlegen Widerstrebenden bald herein, wo ihn das Evenkätherle mit kindlicher Freude und Ehrerbietung empfing. Die Kinder nannten ihn Vetter. Als er aber zu reden begann, da sagte er:

„So wär' es denn geschehen: ich kann mein Kind im Glück als ordentlichen angesehenen Mann sehen. Gern wollt' ich nun auch meine alten Tage in Ruhe und Frieden beschließen, aber ich bin ja ein Zigeuner, die Welt würde euch meinetwegen verachten, und so muß ich wieder fort!"

„Nein, ihr bleibt, Vater!" — „Ihr bleibt, Vetter!" rief es aus Aller Mund.

„Ihr bleibt bei mir, Vater!" sagte der junge Amerikaner. „Ihr bleibt bei euren Kindern! Mein liebes Evenkätherle wird mit Freuden eures Alters pflegen. Wir bleiben alle beisammen und leben Gott und uns zu Gefallen, nicht der Welt." — Er durfte nicht mehr fort und fuhr bald darnach mit der ganzen Familie über's Meer.

*　　*　　*

In dem armen Dörflein hinter Klingenmünster zwischen den hohen waldigen Bergen des Wasgau lebt man wieder still und kümmerlich hin, wie früher auch. Jedoch sorgt jetzt das Waisenhaus zu Silz für manches arme Kind. Der rothe Hannjob ist elend gestorben und hat auf dem Todtenbett sein Herz mit der Aussage erleichtert, daß alle seine Angaben über die Verwaltung des Waldhüters Cyriak nur Ausflüsse seines Neides und seiner Rachsucht waren. Das Häuschen des Cyriak bewohnt heute eine Zigeunerfamilie, die aber nicht stiehlt, sondern ihr Brod durch allerlei Musik- und Komödiantenkünste verdient.

In dem neuen Lande jedoch, zu Cincinatti am Ohiostrom, lebt eine glückliche zahlreiche Familie. Das Evenkätherle in glücklicher Ehe als Herrin des reichen Hauses; der Frieder und die Kinder jedes nach seinen Fähigkeiten beschäftigt, die Mutter Amy als heitere freundliche Großmutter, und der Cyriak und der Zigeuner als gute Freunde. Sie rauchen täglich ihren guten Tabak in ihrem Stübchen, wo noch jenes rauchige „Herrgöttchen“ hängt, das der Herrgottsbube selbigesmal mitgebracht, da er in's Haus des Waldhüters gesetzt wurde. Sie streiten sich

nicht mehr wegen jenes gestohlenen Schinkens in selbiger Christnacht. Höchstens fragt einmal der Cyriak, wenn sie gerade einen geräucherten Hinterwäldler zum Gabelfrühstück verzehren, ob nicht jener, den ihm der „ehrliche Mann" geholt, eben so gut geschmeckt habe. Dann lachen sie zusammen; denn sie haben zu essen und zu trinken die Fülle und Alles vom Besten. — Jüngst nun hat der Cyriak an einen guten Freund in's Westrich geschrieben. Ich habe zufällig den Brief in die Hände bekommen und ich kann darum sagen, was darinnen steht. Er sagt unter Anderm, nämlich in dem Briefe, es sei Manches besser, Manches aber auch schlechter in dem freien Amerika als bei uns. Im Hause seines Tochtermanns sei aber Alles gut, da werde sogar die Weihnachten wie daheim in der Pfalz und in Deutschland gefeiert und der Tannenbaum sei stets überaus herrlich ausgeschmückt. Er würde sich noch glücklicher auf nächste Weihnachten fühlen (wo wieder das Christkindel außerordentlich freigebig sein werde), wenn er als Weihnachtsbescheerung einmal wieder eine Schüssel voll gesottener guter „gehler Grummbeeren" bekäme. Auch fragte er scherzhaft: „Ob denn die Gehlen noch nicht bald mehlig seien?

Ende.